P. o.germ.
247
m

P.O.germ 247m

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Die Niederländer

auf

Sumatra

und andere Erzählungen

von

Dr. V. A. Coremans.

Nürnberg, 1830.

In der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.

150:B

Die

Niederländer auf Sumatra

oder

Rache und Liebe.

Eine Erzählung

aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.

Unter den großen Eilanden des Indischen Archipels, welche ganz oder zum Theil von den Niederländern beherrscht werden, zeichnet sich besonders die Insel Sumatra, durch den Reichthum ihrer Produkte und durch ihre Größe aus. Natürlich mußte sie die gierigen Blicke der Zerstörer des alten Kaiserthrons von Java auf sich ziehen. Zu den ersten Waffenthaten der Niederländer, die jetzt ihre Herrschaft fast über die ganze Insel ausgedehnt haben, gehört die Bezwingung des Sultans von Padang, welcher von einer Schaar niederländischer Abentheurer überwunden, sich bequemen mußte, das Joch der Eroberer gutwillig anzunehmen. Dies zur Verständlichkeit der folgenden Geschichte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Im Rathe saß der alte Gouverneur auf Sumatra, von einer Schaar tapferer Abentheurer umgeben, die im fernen Asien die Fahne ihres Vaterlandes aufgepflanzt hatten, herrschend über die Völker Ostindiens, wenn auch nicht nach dem Rechte, doch durch die Macht des Schwerts. In weiter Entfernung vom Gouverneur standen indische Wachen, elende Sclaven, deren Leben die Eroberer, nicht aus Mitleid, sondern aus Verachtung geschont hatten. Man las in den Zügen des Gouverneurs die düstern Besorgnisse, die ihn quälten. „Entfernt euch," sagte er, und das Gefolge verschwindet im Augenblicke. „Der Hauptmann komme." Dieser tritt ein. Der Gouverneur blieb einen Augenblick allein mit seinem Sohne und dem Hauptmanne, den er gerufen hatte, um ihm seine Befehle anzuzeigen. Wenn, sagte er endlich

zu dem letztern, die Menge draussen sich zurückgezogen hat, so ruft meine Tochter hierher, diese Stunde muß über ihr Geschick entscheiden. Enthaltet Euch ihr meine Worte zu wiederholen, ich allein muß sie von dem Schicksale, welches ihrer wartet, unterrichten.

Der Hauptmann ging.

Nach einer kurzen Pause unterbrach Conrad die Stille; mit Anstand sprach er: Mein Vater ich fürchte Du zürntest über mich, weil ich die von Dir, nach dem Beyspiele der indischen Despoten eingeführte Ordnung, schwer verletzt habe. Es fällt dem freigebornen Sohn des belgischen Löwen schwer, sich nach den Regeln zu benehmen, die für indische Sclaven eingeführt wurden. Heute war der Morgen so schön, daß mir der Schlaf unerträglich wurde, ich eilte hinaus ins Freye; allein es ist ein armseliges Vergnügen, die herrlichen Scenen der Natur allein zu genießen und Niemanden zu haben, dem man die hohen Gedanken, welche dieses

Schauspiel erzeugt, mittheilen könne. Ich liebe die Natur, ich hasse die Einsamkeit. Deßhalb hab ich der Schwester Schlaf unterbrochen, und zwar früher als es die Gesetze Deines Hauses erlauben. Ihre Wärterinen erinnerten mich an Deine Befehle. „Hier, sagten sie, ist Julie nicht die Tochter des niederländischen Obersten, sie ist die Tochter desjenigen, der über Sultane herrscht, zwar dem Namen nach als Gouverneur, in der That aber als König.“ Ihre Vorstellungen machten auf mich wenig Eindruck, ich entriß die Schwester mit Gewalt den Händen ihrer Wärterinen und führte sie in den Park dort am Meeresstrande. Mit Gesang und mit dem Lesen der Gedichte, durch welche edle Männer in unserm Vaterlande die Thaten der Belgier im Befreiungs-Kriege besangen, kürzten wir uns die Zeit, und überließen uns endlich den süßesten Träumereyen. Als die Stunde nahte, wo Du Recht zu sprechen pflegst, kam ich hierher, nach Deinem Befehle, Julie wan-

delt noch in den Gärten umher. Zürne nicht mein Vater und verzeihe was ich gethan."

Erbärmlicher Freyheitsschwindler, sprach der Vater, Du trugst mit hinüber nach Ostindien die Gaukeleyen von Freyheit und Unabhängigkeit, mit denen man bey uns den Pöbel täuscht. Du gibst hier das gefährliche Beyspiel des Ungehorsams, willst nicht achten meine Befehle, sondern sie gewaltsam verletzen. Zum Glück streitest Du einstweilen blos gegen Weiber; der Kampf ist nicht gefährlich und der Ruhm eines Rebellen leicht erkauft. Pfui schäme Dich! hier Dein Leben müssig hinzubringen und des Morgens mit einem Mädchen in des Vaters Garten zu tändeln und zu scherzen. Giebt es nicht auf dieser Insel noch Sultane zu unterwerfen, noch Völkerschaften zu bezwingen? Geh' dahin, eile, unterwerfe sie Deiner Herrschaft und dann schreibe an den hohen Rath in Amsterdam, die Federhelden dort werden Dich gern zu ihrem Gouverneur ernennen, das heißt,

sie werden Dir lassen, was sie Dir nicht nehmen können. Allein wo denk' ich hin, Deine zarten Hände vermögen es nicht ein Schwert zu tragen, ergreife lieber den Spinnrocken.

Kein Laut entwischte den Lippen Conrads, aber jeder Blick, jedes Wort, hatte das Herz des jungen Mannes tiefer verwundet, als es die vergifteten Pfeile der Indier vermocht hätten. „Mich der Unmännlichkeit zu zeihen, sagte er zu sich selbst, welcher beleidigender Vorwurf! Ein solches Wort hätte ein Anderer theuer bezahlt. Bin ich denn nicht Deines Gletchen Gouverneur?“ So verfinsterten sich seine Gedanken, er konnte nur mit Mühe die Wuth verbergen, die in seinem Innern tobte.

Der alte Gouverneur wandte seine Augen auf seinen Sohne und zitterte; denn er las auf dem Gesichte des jungen Mannes, welchen Eindruck seine Worte auf ihn gemacht hatten. „Komm her zu mir mein Sohn! Was . . . . keine Antwort! oh ich unterscheide wohl was

für Empfindungen Dich bewegen, ich weiß wohl was Du thun würdest, wenn Du es wagtest. Wenn Deine Hand ein Schwert tragen könnte, so würdest Du dasselbe, nicht gegen die Indier, sondern ohne Zweifel gegen mich führen!" Der Gouverneur sprach diese Worte mit einem spöttischen Lächeln. Er schwieg um Conrad anzusehen. Aber Conrad gab ihm stolz, Blick für Blick zurück, und zwang endlich seinen Vater die Augen zu senken.

Ich muß mich vor ihm hüthen, dachte der alte Krieger — er ist ein rachbegieriger Junge, der vielleicht eines Tags mein Ende beschleunigen wird, sein Blut hat keine Stimme für mich, es ist eine Schlange, die ich in meinem Busen erwärme. Ich muß auf ihn Acht haben.

Julie trat herein; so schön, so lieblich zeigte sie sich ihrem Vater, daß sein Zorn plötzlich wich und eine Thräne seinem Auge entquoll. Tröstend schien sie ihm wie ein göttlicher

Traum, den der Himmel den Unglücklichen sendet und der ihm in den fabelhaften Feldern des Elysiums dasjenige wieder finden läßt, was er auf Erden verloren hat. Zärtlich war Julie wie die Taube, rein war sie wie das Gebet des Kindes. — Der Gouverneur weinte, aber es waren keine Thränen des Schmerzens. — Julie sank in die Arme ihres Vaters und Beyde überhäuften gegenseitig sich mit den rührendsten Liebkosungen. Unempfindsam war der Alte nicht, obgleich streng bis zur Härte.

„Julie gute liebe Tochter, sagte er, wie schmerzlich ist mir dieser Tag an dem ich einen Schatz opfern muß, der mir unersetzlich bleiben wird. Und dieses Opfer muß ich einem Fremden bringen! Ein Fremder, ja, aber der tapferste, der je an der Spitze eines Heeres gestanden ist. Ich weiß es wohl, daß ihr Mädchen die Männer nicht liebt, welche Blut vergießen, allein dieß muß Dich nicht für die Ehre unempfindlich machen, die Gemahlin eines sol-

chen Mannes zu seyn. Er war immer der erste jener Schaaren tapferer Abentheurer, welche die Länder zu behaupten wissen, die sie erobert haben. Mit einem Wort, Der den ich Dir bestimme, ist der Bruder des General-Gouverneurs des niederländischen Ostindiens. Es ist unnöthig hier von seinem Alter zu sprechen, ein Knabe soll nie der Gemahl meiner Tochter werden. Du wirst ungeheure Reichthümer besitzen, die mit den meinigen verbunden, Dich zur reichsten Herrin im Lande machen werden. . . . Du kennst den Willen Deines Vaters, mehr brauchst Du nicht zu wissen. Gehorsam hast Du von mir gelernt, von Deinem Gemahle wirst Du das Lieben lernen.

Die holde Jungfrau senkte das Köpfchen, ihre Augen waren voll Thränen, welche eine gewisse Furcht zurückhielt. Röthe und Blässe bedeckten abwechselnd ihre Wangen. Was bedeutete dieß, wenn es nicht die natürliche Furcht einer Jungfrau war, die ihren Stand verändert?

Der alte Gouverneur hatte sich schon entfernt. — Conrad blieb im Gemache, den Kopf auf seine Hand gestützt, seine Augen irrten in der Weite umher, kein Wort entwischte seinen Lippen, während Julie weinte und seufzte. — Er wandte seine Blicke nach einem begitterten Fenster, blaß, stumm und verstört. Das junge Mädchen blickte auf ihn, aber sein Gesicht lehrte ihr nichts. Ihre Schmerzen waren gleich, obschon die Ursachen verschieden. Juliens Herz war voll Empfindung, aber sey es Furcht, sey es Schwäche, sie konnte kaum sprechen. „Es ist doch wunderlich, sagte sie endlich, sich so abzuwenden, bis jetzt hab ich Conrad nie so gesehen, wir müssen nicht so von einander scheiden.“

Dreymal ging sie langsam im Gemache auf und ab, sie sah Conrad an, er senkte seinen Blick zur Erde. Sie nahm ein Gefäß mit indischen Wohlgerüchen gefüllt, und vergoß sie auf den marmornen Fußboden. Die Tropfen,

welche auf die zierlichen Kleider des jungen Mannes fielen, verkündeten ihm die liebende Neckerey seiner Schwester, und sie fielen auf seine Brust, ohne mehr Eindruck zu machen, als wären sie auf Marmor gefallen. „Was noch immer böse! das soll nicht seyn, lieber Conrad, mußt ich dieß von Dir erwarten?" — — — Sie sah einen Strauß der schönsten Blumen dieser Gegend, welche zierlich miteinander vereint neben ihm lagen. „Er liebte die Blumen ehemals, sagte sie für sich, vielleicht werden sie ihn noch gefallen, gereicht von meiner Hand!" — Kaum hatte sie diesen unschuldigen Gedanken gefaßt, als sie dem Bruder schon eine Rose bot. „Empfange diese Rose, sagte sie, empfange die Botschaft einer Nachtigall, sie tröste den Schmerz meines Bruders! der Bote verspricht seine melodischen Gesänge heute Abends zu verlängern, um Dein Ohr zu ergötzen, und obwohl sonst sein Gesang wehmuthsvoll ist, verspricht er dießmahl Freudengesänge, denn er will Dich trösten. . . .

Wie? meine schönen Blumen willst Du nicht annehmen, ich bin heute nicht glücklich mit meinen Gaben. Was kann Dich bewegen, Deinen Blick von mir abzuwenden? O mein Conrad! tröste Dich, schenke der Zusprache Deiner Schwester Gehör. Dein kaltes Benehmen kränkt mich sehr, denn ich ersehe daraus mit Schmerz, daß auch die traulichsten Worte Deinen Kummer nicht zu zerstreuen vermögen. Ich wußte wohl, daß unser Vater zuweilen strenge ist, aber ich glaubte nicht, daß Du es auch wärest. Ich weiß es nur zu gut, daß er keine Liebe für Dich hat, aber kannst Du Juliens Liebe vergessen? Ha vielleicht habe ich Ursache zu fürchten, daß der Gemahl, den mir der Vater bestimmt, auch Dein Verfolger werden wird, wenn Du dieses fürchtest, so schwöre ich, daß ohne Deine Einwilligung ich ihm nie die Hand reichen werde!

Conrad fühlte sich durch diese Worte wie neu belebt, er athmete leichter, ergriff die Hand

der Jungfrau, preßte sie mit Allgewalt an sein Herz und rief: Julie sey die Meinige! sey die Meinige auf ewig! ja Julie, Dein Schwur ist weise, er hat mehr als ein Leben gerettet. Diesen Morgen hat mich Dein Vater schwer beleidigt, allein seine Beleidigungen sind nicht im Stande mich zu erniedrigen. Sohn nennt er mich, vielleicht bin ich's oder wenigstens werde ich es seyn! Aber Julie, daß Dein Schwur nicht entdeckt wird. Ich kenne den Armseligen, der es wagt um Deine Hand zu werben, keiner besitzt auf schlechtere Art erworbene Reichthümer, keiner eine niedrigere Seele. Er verdient es kaum mit dem verachteten Gezücht, über welches wir hier herrschen, verglichen zu werden. Aber es ist zu viel von ihm geredet, Dein Schwur, ich wiederhole es Dir, muß Niemanden entdeckt werden, die Zeit wird das Uebrige thun. Lasse mich und die Meinigen für Deinen schönen Bräutigam sorgen, die See soll seine Braut seyn und diese

Braut, sie läßt Niemanden aus ihren kalten Armen mehr entschlüpfen. Ich habe Anhänger, die ich zu finden wissen werde. Erfahre, daß ich nicht derjenige bin, den ich zu seyn scheine, ich habe Waffen, Freunde und die Stunde der Rache nahet.

„Du bist nicht was Du zu seyn scheinst! Welche fürchterliche Veränderung hat sich mit Dir zugetragen, diesen Morgen noch habe ich Dich zärtlich und gefühlvoll gefunden, wie bist Du jetzt so ganz ein anderer Mensch geworden? Du weißt vermuthlich schon lange wie sehr ich Dich liebe, Dich sehen, Dich anhören, Dich über Alles lieben, mit Dir leben, mit Dir sterben, ist das höchste Glück, welches meine kühnen Wünsche zu hoffen wagen, aber antworte lieber Conrad, wozu alle diese Geheimnisse, ich bemühe mich deren Ursache zu entdecken und kann es nicht, und doch giebt es eine, denn Du hast es mir gesagt. Was verstehst Du unter diesen Waffen, diesen Freunden? Alles dieß er-

hebt sich weit über meinen schwachen Verstand Ich wollte der Vater hätte meinen Schwur gehört, ich weiß, er würde ihn nicht mißbilligen. Kann er sich darüber verwundern, daß ich das weise Verlangen hege, das zu bleiben, was ich bisher gewesen bin? Was hat Julie gesehen? Welche andere Beschäftigung hat sie je gehabt, als die lieblichen Spiele, denen wir die ersten, die schönsten Tage unseres Lebens weihten? Welche andere Gesellschaft kann sie lieben als die desjenigen der einst, selbst noch ein Knabe, ihre Wiege mit Blumen umkränzte? Welche ist denn die Veränderung, die mich zwingt, der Wahrheit ungetreu zu werden, der Wahrheit, die ich stets liebte, wie Du sie bisher geliebt hast. . . . Die Nothwendigkeit, mein Schicksal mit dem Schicksale eines Mannes, den ich nie gesehen habe zu verbinden, wäre mir schrecklich. Warum soll ich ein Geheimniß daraus machen, warum willst Du mich zwingen, meinen Willen nicht frey zu offenbaren? Ich weiß es, daß der

stolze Sinn meines Vaters, Deine Liebe zur Unabhängigkeit nicht ertragen kann. Der Vater liebt Dich nicht, er zürnt immer, und oft über die kleinsten Dinge. Gott wird wohl ein Unglück verhüten, aber meine Ahnung ist fürchterlich! Deine Geheimnisse lasten schwer auf meinem Herzen, auch kömmt es mir gerade so vor als wenn mein Schweigen in diesem Augenblicke ein Verbrechen wäre. O Conrad, noch einmal bitte ich Dich, ende meine tödliche Furcht! aber ich sehe den Vater kommen und ich fürchte jetzt so sehr seine Blicke zu begegnen.

„Julie kehr' in Dein Gemach zurück. Ich kann die Blicke des Gouverneurs schon aushalten. Ich muß mit ihm reden. So eben langten schlechte Nachrichten aus dem Innern der Insel an. Unsere Truppen sind geschlagen, Tausende von Indiern, mit ihren Häuptlingen, umringen unsere Besitzungen. Sie wollen nicht Knechte seyn von Fremdlingen, die, wie sie sagen, kein Recht haben über sie zu herrschen.

Die Narren, sie wissen nicht, daß wer die Gewalt hat, sich um das Recht nicht zu kümmern braucht. Uebrigens haben wir auch Rechte, heute noch werden tausend gefangene Indier erschossen; bin doch neugierig zu wissen, wie sie mit ihren Rechten vor unsern Gewehren bestehen werden.

Aber höre gut was ich Dir sage, wenn die Trommel des Abends unsern Soldaten die Stunde der Ruhe verkündet haben wird, will ich in Dein Gemach treten, wir wollen dann hinaus ins Freye. Unser Garten liegt zu hoch, als daß irgend ein Sterblicher uns belauschen könnte. . . . Dann sollst Du über mich Geheimnisse erfahren, an die Du nie gedacht hast, und die Deine unschuldige Seele nie errathen könnte. Vertraue auf mich und fürchte Dich nicht; laß auch nicht lange auf Dich warten. Ich habe einen Schlüssel, um aus der Festung zu kommen, den alten Hauptmann hab ich gewonnen. Diesen Abend also Julie sollst Du meine Geschichte

vernehmen, sowohl als meine Plane und Absichten, ich bin **wahrlich nicht was ich zu seyn scheine.**"

Es ist Nacht geworden, nicht ein Stern glänzt am Himmel, auch sind die Leuchten am Ufer des Meeres nach und nach erloschen, nur ein Gemach ist noch erleuchtet, nur eine Seele scheint noch zu wachen — die Tochter des Gouverneurs. Auf einem seidenen Sopha sitzend, spielt die holde Jungfrau mit wohlriechenden Ambrakörnern. Weiter entdeckt man das Bild ihrer Mutter, mit glänzenden Smaragdsteinen umgeben. Auf dem Sopha liegt ein großes Evangelienbuch mit schönen Holzschnitten geziert, — stammt nicht aus Indien, wurde gedruckt zu Amsterdam. Neben dem Buche zeigt sich eine Laute, an die Julie heute nicht zu denken scheint. Um eine goldene, reich gearbeitete Lampe, verbreiteten frische Blumen in Vasen vom feinsten chinesischen Porzellan gesam-

melt, süße Düfte umher. Die reichsten Teppiche Persiens, Wohlgerüche aller Art, kurz was nur die Augen bezaubern, die Sinne verführen kann, ist in diesem herrlichen Gemache verschwendet, und doch hat Alles ein traurig finsteres Aussehen. Julie, die Seele dieses Aufenthalts, was wird sie thun, wie wird sie diese Nacht zubringen?

Leise pocht man an die Thüre. Julie hüllt sich, nach niederländischer Sitte, in einen langen schwarzen Gewande, der Mantila der Spanierinen ähnlich, sie entfernt sich rasch aus ihrer Wohnung und folgt ihrem stummen Führer durch das dichtste Gebüsche. Sie zittert, wenn um sie her der Wind sein dumpfes und hohles Sausen vernehmen läßt, allein sie schreitet rasch fort, denn wie könnte sie sich entschließen Conrads Seite zu verlassen? Endlich erreichen die nächtlichen Wanderer eine dunkle Felsenhöhle. Die Natur hatte sie gebildet von Menschenhänden, war sie vergrößert worden. An diesem

Orte war es, wo Julie gewöhnlich ihre Laute ertönen ließ. Hier lernte sie die heiligen Verse des Evangeliums. Manchmal sich den Träumen der Jugend überlassend, suchte sie zu entdecken, welche Freuden die Glückseligen im Himmel genössen. Sie zweifelte nicht in den glücklichen Hainen einer bessern Welt ihren Conrad wieder zu finden, denn wie könnte sie ohne ihn glücklich seyn? . . . Es schien ihr, daß sich seit dem Letztenmale als sie die Grotte besucht hatte, große Veränderungen darin zugetragen, vielleicht täuschte sie die Nacht. Eine bleiche Lampe warf in der Finsterniß einen schwachen Lichtstrahl, doch war er hinreichend, um Julien seltsame Gegenstände zu zeigen, die sich im Hintergrunde der Höhle befanden. Waffen lagen aufeinander gehäuft, sie waren nicht so gebildet wie jene der Belgier, wenn sie zur Schlacht ziehen. Die Säbel waren sonderbar gestaltet. „Was bedeutet dieses Schauspiel?" rief Julie aus indem sie sich umwandte um Conrad anzusehen.

„Aber was erblicke ich, ist es wohl mein Bruder den ich vor den Augen habe?" — — Er trug nicht die glänzende europäische Kleidung, sondern die eines gemeinen Indiers. Ein Säbel und zwey Pistolen waren seine Waffen, und wenn nicht eine gewisse Größe aus seinen Augen und Gebährden hervorgeleuchtet hätte, so wäre er einem jungen Corsar ganz ähnlich gewesen. „Ich hatte Dir's ja gesagt, daß ich nicht derjenige bin, der ich zu seyn schien, und Du siehst, daß ich wahr gesprochen habe. Die Geschichte meines Lebens ist ganz anders als Du glaubst, wenn Du daran zweifelst, werden Andere Dir meine Angabe bestätigen. Es ist unnöthig Dir diese Geschichte in diesem Augenblicke zu erzählen, was jetzt seyn muß, ist, daß Du Deinen Schwur hälst. Wenn Deine Lippen mir nicht erklärt hätten, welchen Antheil Du an meinem Schicksale nimmst, so hätt' ich Dir nie das tiefste Geheimniß meines Herzens entdeckt. Nicht von meiner Liebe will ich reden, die Zeit und die Ge-

fahren, denen ich für Dich trotzen werde, sollen Dir Beweise davon seyn. Du wirst nie die Gemahlin eines andern werden, o nein. . . . Denn ich bin Dein Bruder nicht." — — —

„Wär' es möglich? großer Gott! ich bin nun verlassen auf der Erde, verurtheilt, den Tag meiner Geburt zu beweinen, Du wirst mich also nicht mehr lieben. Mein ahndungsvolles Herz verkündete mir ein Unglück. Gebt mir doch den Namen wieder, den ich vor der Entdeckung dieses Geheimnisses besaß, nenne mich noch Deine Schwester, Deine Freundin . . . . Du hast mich vielleicht hierher geführt, um mich zu morden. Wenn Du gegen mich einige Ursache der Rache hast, so durchbohre meine Brust — räche Dich. Ich sterbe lieber von Deiner Hand, als Dir fremd zu leben, als das unglücklichste Mädchen zu seyn, — denn jetzt weiß ich warum sich der Vater immer bemühte Dich zu verfolgen. Ach! ich bin seine Tochter, die Tochter des Grausamen, der Dich mit Beleidigungen

überhäufte. Wenn ich Deine Schwester nicht mehr bin, o so nimm mich als Deine Sclavin."

„Meine Sclavin! Julie bey Gott ich bin Dein Sclave! Aber meine sanfte Freundin sey unbesorgt, Dein Schicksal muß noch mit dem meinigen verbunden werden. Ich schwör' es bey meinem Schwerte. Den Namen Bruder kann ich nicht mehr führen, aber meine Geliebte, unser Band ist trotz der Vorsicht Deines Vaters nur erweitert, nicht getrennt. Mein Vater nannte sich auch Bruder des Deinigen, und dennoch wurde der letztere, Mörder seines Bruders. Meiner Kindheit schonte er, allein nicht mit zärtlicher Sorgfalt zog er mich auf, sondern er betrachtete mich als den Jungen eines Löwen, der seine Ketten trägt, sie aber einst zerbrechen kann. Wie Dein Vater auf den Gedanken fiel seinen Bruder ermorden zu lassen, ob Liebe, Ehrfurcht, Habgierde ihm dazu bewogen, weiß ich nicht. Die kleinsten Ursachen sind hinreichend, um zwey stolze heftige

Menschen zu entzweyen. — Berühmt war mein Vater, ein weiser, großer Mann, hochgeprießen im Vaterlande, aber eben darum von den Nichtswürdigen gehaßt. Er mußte das Vaterland verlassen als Flüchtling, um dem Tode zu entgehen. Obgleich geächtet, wagte er es noch ein Land zu betreten, wo der belgische Löwe herrschte. Er warf sich mit seinen Reichthümern in die Arme Deines Vaters, dieser aber, der ihm frühere Beleidigungen nicht verzeihen konnte, ließ ihn vergiften; das Gift war so behend, als der Mörder grausam. Wenn Du die Wahrheit dieser Geschichte bezweifelst, so befrage Dich darüber bey dem alten Wilhelm Deines Vaters Kammerdiener. — Natürlich wurde Dein Vater nicht bestraft, sondern vielmehr belohnt. Sein Bruder war ja ein Geächteter! hatte aufgehört Ansprüche auf die menschliche Barmherzigkeit zu haben. Die Reichthümer meines Vaters erbte sein Mörder, und fand bald Mittel, sie noch zu vergrößern.

Willst Du diese Mittel kennen? wende Deine Augen auf das öde Land, frage den unglücklichen Eingebornen dieser Insel wie sein Fleiß belohnt wurde? — Die Gründe, warum der Barbar meiner Jugend schonte, warum er mich in seinem Pallaste erziehen ließ? Scham, Schmerz, Reue, die wenige Furcht, die ihm ein achtjähriges Kind einflößte, der Wunsch vielleicht, einen Sohn zu besitzen, irgend eine unbekannte Ursache, irgend eine Grille erhielt mir das Leben. Aber sein grausames Gemüth wird ihn, den Brudermörder, nicht in Frieden sterben lassen, und ich vergesse nicht das väterliche Blut. Obwohl Deines Vaters Haus der Aufenthalt meiner Verfolger ist, so sind doch nicht alle die darin leben, Deinem Vater ergeben. Der wilde Geist der Belgier unterwirft sich ungern der Nothwendigkeit sclavisch gehorchen zu müssen. Sie sehen Deinen Vater längst als einen Verräther an, der weit entfernt, das ihm anvertraute Gouvernement, nach den

Gesetzen zum Besten unseres Vaterlandes zu verwalten, nur darauf bedacht ist, auf des Landes Unkosten sich zu bereichern. Wohl weiß dieß der hohe Rath in Amsterdam, allein die hochvermögenden Herren wagen es nicht ihn durch einen Andern zu ersetzen, weil sie fürchten, er möchte ihrer Macht trotzen, und sich mit den Seeräubern verbinden, welche als freye und unabhängige Leute die Meere des indischen Archipels durchschwärmen. Allein sie würden es gern sehen wenn einer aufstünde, der die Unzufriedenheit der Untergebenen benützen würde, um den Befehlshaber zu stürzen. — — Wilhelm weiß oder vielmehr wußte allein die Geschichte, deren Ende jetzt herannaht. Zwar wußte ich wohl, daß Dein Vater nur mein Oheim und ich sein adoptirter Sohn wäre, allein die nähern Umstände des Todes meines Vaters waren mir unbekannt. Wilhelm floh mit meinem Vater hierher, er begleitete bey ihm dasselbe Amt, welches er bey Deinem Va-

ter begleitet. Er sah meinen Vater sterben, aber was konnte er der Einzelne thun? seinen Herrn rächen? ach es war zu spät! das Leben seines Sohnes retten? dies war seine Sorge. Als Sieger seiner Feinde, seiner betrogenen Freunde, schwelgte der Ehrgeitzige im Genusse der Reichthümer meines Vaters. Da führte mich Wilhelm zu ihm, er bat den Tyrannen, meines Lebens zu schonen und seine Bitte fand Gehör. Dein Vater nannte mich seinen Sohn und nahm Wilhelm in seine Dienste. Dieser alte Mann hat aber geglaubt, daß die Wohlthaten eines Mörders keines Dankes würdig wären, und hat mir daher Alles, was Du gehört hast, entdeckt, denn der gerechte Himmel gibt dem Verbrecher nur Werkzeuge, Mitschuldige — aber keine Freunde.

Diese Erzählung Julie wird Dir seltsam scheinen, aber das Ende wird Deine Verwunderung noch vergrößern. Ich sehe Dich bey dem Anblick des Kleides, welches ich trage, zit-

tern, doch ist es schon lange das meinige und wird es noch lange bleiben. Dieser Korsar, mit dem Du zu leben und zu sterben versprochen hast, ist das Haupt jener furchtbaren Seeräuberhorden, die mehrere kleine Eilande des indischen Inselmeeres beherrschen, und die kein anderes Gesetz kennen, als die Macht des Schwertes. Wenn ich Dir ihre furchtbare Geschichte erzählen wollte, würde Todtenblässe Dein Antlitz bedecken. Die Waffen die Du siehst, haben die Meinigen in diese Höhle gebracht. Hier versammeln wir uns, hier halten wir Rath, wenn wir Küstenstädte plündern, reichbeladene Kauffartheyschiffe kapern wollen. Du staunst über das fürchterliche Gewerbe, welches ich das meinige nenne? Was hätte ich anders thun können? Verfolgt sogar in meinem einsamen Gemache, gequält, gemißhandelt, selbst der Hoffnung einer bessern Zukunft beraubt, blieb mir kein anderes Mittel übrig, als das zu thun, was ich gethan habe. Wilhelm der die Ver-

zweiflung bemerkte, der ich mich überließ, hat meine Kette gebrochen und mich mit dem Versprechen entwischen lassen, erst am Tage zurückzukehren, an dem Dein Vater seiner Gewalt beraubt werden wird. Es hat geheime Einverständnisse mit den Seeräubern und mit den Sultanen im Innern; schon seit einem Jahre haben mich die Korsaren als ihr Oberhaupt anerkannt, seitdem hab ich mich oft des Nachts bey ihnen eingefunden. Sie hoffen, daß es ihnen durch mich leicht werden wird, die Soldaten des Gouverneurs zu gewinnen.

Die Korsaren die ich leite, sind rohe Menschen, ohne Gesetze, ohne Moral, aber es sind weder grausame noch böse Leute. Alle Männer, von welchem Glauben sie auch seyn, aus welchem Lande sie auch stammen mögen, werden in ihren Bund aufgenommen. Kühn sind sie und ihren Anführern ergeben; sie sind bereit Alles zu unternehmen, und niemals hat sich die Furcht ihrem Herzen genähert. Ich habe

in ihnen Werkzeuge gefunden meine Plane auszuführen. Manche unter ihnen, denn ich habe sie genau beobachtet, sind mehr als gewöhnliche Menschen, sie lassen im Rathe oft die Klugheit des geschickten und erfahrnen Europäers sprechen. Andere haben noch höhere Gedanken. — Verbannte und vertriebene Bewohner von Java finden unter uns die Freyheit die sie wünschen, und in dieser Höhle, bey hoch auflodernden Feuer, entwerfen sie Plane zur Befreyung ihres Vaterlandes. . . . Nun haben einstweilen wir die Absicht die Niederländer aus dieser Insel zu vertreiben, uns ihrer Vesten zu bemächtigen und hier einen unabhängigen Staat zu gründen. Verwundere Dich nicht, daß ich, obgleich selbst von niederländischer Abkunft, den Plan unterstützte, die Generalstaaten einer schönen Colonie zu berauben. Ich habe kein Vaterland, ich bin ein Geächteter! — Sie werden staunen die guten Leute, die friedfertigen Bürger der vereinigten Provinzen, wenn sie erfahren, daß ei-

ner ihrer Landsleute sich den Spaß gemacht hat, die Wohnungen einiger Tausende ihrer Mitbürger in Flammen zu stecken. Welche Ruchlosigkeit! werden ihre Priester ausrufen, allein der Ruchlose wird sich um die Sache weiter nicht kümmern.

O meine Julie, lasse mich auf den Wogen irren wie der Patriarch des Ozeans, und auf der Welt nur den Aufenthalt des wandernden Arabers kennen. Mein Zelt am Ufer, mein Schiff auf dem Meere scheinen mir tausendmal schöner als alle Städte und Palläste der Welt. Von meinem Rosse getragen, oder von meinem Segel geleitet, in der Mitte der Urwälder dieser Insel oder auf dem Meere werd' ich weilen, wo mich der Vater dort oben führen wird. Du Geliebte sey mein guter Stern, leite meine unsichern Schritte, theile meinen schwachen Kahn, sey die Taube, die meiner Arche Frieden verkündigt, oder weil die Hoffnung des Glücks dem Menschen auf Erden versagt ist, sey mein

Regenbogen in den Stürmen des Lebens. Segenvoll wie die Gesänge, die aus heiligen Orten dem Pilger entgegenschallen und ihm die Gnade des ewigen Gottes verheißen, mir theuer wie das heimatliche Lied dem Verbannten, will ich Dich hoch erheben über andere Frauen. Ausser meiner Hand werden tausend Schwerter Dich geliebte Herrin vertheidigen, sie werden nach Deinen Befehlen schonen oder vernichten. Von meinen Leuten umgeben, sollen die Schätze der Nationen meine Gemahlin zieren. Die Wollüste und Annehmlichkeiten der Städte werden vor so edlen Beschäftigungen ruhmvollen Unterhaltungen weichen müssen. Indessen verblendet mich die Hoffnung nicht, ich sehe überall Gefahren, aber ich trotze ihnen aus Liebe zu Dir. Ungeachtet meines Mißgeschickes, wird es in den düstern Tagen des Unglücks süß für mich seyn, Dich immer treu, Dich immer liebend zu finden. Doch jetzt giebt es keine Sicherheit mehr für uns hier, überall drohen uns

Gefahren, allein diesen wollen wir nun entgehen. Der Kahn ist bereit und die Liebe verspricht unsern Segeln günstigen Wind. Nichts hat ein liebendes Paar zu fürchten, muthig wollen wir der Zukunft entgegen sehen. Mit Dir werden mir alle Beschwerlichkeiten leicht scheinen. Ach! mögen die Winde nur unser Schiff umbrausen, damit Deine Arme sich immer fester und fester um mich schlingen. Wenn meine Lippen ein leises Murren vernehmen lassen, so wird es kein Seufzer für meine Sicherheit, sondern ein Gebet für die Deinige seyn. Mein Freund wird sich auf seinen Posten begeben, damit seine Treue nicht verdächtig wird. Wenige werden wissen und keiner wird sagen, daß ich auf dem Meere segle und von Insel zu Insel irre. Inzwischen werden die Indier, die unsere Besitzungen umringen, sich verstärken und dann von meinen Leuten unterstützt, alle Denkmäler der Europäischen Tyranney für ewig zerstören. — Aber zu lange hab' ich Dein Ohr beschäftigt, die

Zeit zwingt uns zur Eile. Mein Kahn wogt schon auf dem Meere. Verlassen wir diesen Ort, diesen gefährlichen Ort, wo Furcht und Haß stets wachen. Morgen wird der General-Gouverneur mit seinem Gefolge kommen und drey Tage später . . . . . . Uebrigens willst Du diesen braven Mann kennen lernen? willst Du ihm etwa das Leben retten, je nun Du bist frey, zieh' hin wo Du willst. — Julie war stumm, unbeweglich und glich ganz der Statue jener Mutter, die nach einander sogar das letzte ihrer Kinder verlor, und endlich selbst ein unempfindsamer Stein wurde. Alles in der Jungfrau zeigte das Bild einer Niobe, eben so unglücklich, obschon jünger als die der Mythologie. Aber ehe ihre Lippen die Kraft erhielten, ein Wort auszudrücken, zeigte sich in der Ferne eine hellleuchtende Fackel, dann noch eine, und wieder eine! — — — — — O! rief Julie, es ist nicht mehr Zeit, Du bist verrathen, verloren, fliehe Du, den ich noch mehr als einen Bruder liebe.

Aber immer näher und näher kommen die furchtbaren Fackeln, die einen rothen Schein auf das dicke Gebüsche warfen. Deutlich erblicken die Liebenden bewaffnete Männer, die sich trennen, die Gegend durchlaufen und dann wieder mit ihren Fackeln auf den alten Platze zurückkehren. Einen unter ihnen erkennt Conrad für den alten Gouverneur, aber Conrad bleibt unerschrocken: „Ein Kuß Julie, der letzte von allen! Vielleicht, vielleicht sind meine Leute nicht fern vom Ufer, vielleicht hören sie das Zeichen der Gefahr.“ — Er springt hinaus. Das Geschmetter seiner Pistolen erschallt in der Luft und wird vom Echo wiederholt. Julie zittert nicht, keine Thräne benetzt ihre Augen, die Verzweiflung hat ihr Herz erstarrt. . . . „Sie hören mich nicht! rief Conrad, und wenn sie kommen, werden sie nur meine Leiche finden. Lebe wohl Julie, meine süße Freundin! zieh Dich in den Hintergrund der Höhle zurück, den wenn Dein Vater Dich sieht, wird seine Wuth gränzenlos

seyn. — Fürchtest Du für das Leben Deines Vaters? Obwohl er den Urheber meiner Tage Gift gegeben, obwohl er mich mehrere Male feige genannt, will ich ihn nicht im Gefechte aufsuchen, sondern seines Lebens schonen."

Conrad eilte nach dem Ufer des Meeres. Schon ist der erste des Haufens seiner Feinde zu seinen Füßen gefallen, hier liegt der Kopf noch einen letzten Seufzer aushauchend, da rollt der noch zuckende Rumpf. Ein enggeschlossener feindlicher Kreis umschließt ihn, er schlägt sich durch und hat schon das Seeufer erreicht. Da erscheinen die hülfreichen Nachen seiner Freunde, nur ein kleiner Raum trennt sie noch von ihm; sie rudern mit verzweifeltem Arm. Ach es ist noch Zeit den jungen Mann zu retten! Inzwischen wurden Conrads Füße von den ersten Wellen gebadet. — Die Corsaren springen hervor, tauchen in der Bay, ihre Säbel blinken durch den Schaum. Ganz durchnäßt, aber furchtbar unermüdet, bemühen sie sich das Ufer zu errei-

chen. . . . Schon haben sie das Land erreicht. — Sie kommen — aber nur um das Blutbad zu vergrößern. Conrad reines Blut röthet das Meer. —

Dem mörderischen Bley entgangen und kaum von dem Schwerte verwundet, war Conrad bis zu den Nachen seiner Freunde gekommmen, aber in dem Augenblicke, wo er sich gerettet glaubte, zischte eine Kugel durch die Luft und streckte ihm zu Boden. Man hörte die Worte: „Mögen alle Feinde des Vaterlandes so fallen!“

Welche Stimme hat diese Worte ausgesprochen, welcher Krieger ist's der so richtig gezielt? — — Es ist Juliens Vater. Sein Haß hat den Bruder langsam gemordet, dem Sohn des Bruders aber bereitete er einen schnellern Tod. Das siedende Blut rinnt aus Conrads Brust und färbt den weißen Schaum. Wenn seine Lippen noch versuchen einen letzten Laut auszuhauchen, bedecken die stürmischen Wogen,

die an seine Leiche stoßen, mit ihrem Gebrauß seine sterbende Stimme.

Es flieht die Nacht, der Morgen graut. Von der Veste schallen Freudengesänge, auf der Höhle der Corsaren weht das Panier des belgischen Löwen. Das Unglücksfeld an des Meeres Ufer bietet nur einige Merkmale des blutigen Kampfes, von welchem es der Schauplatz war. Das Schlachtgeschrey in der Bay ist längst verstummt. Die Nachen der Corsaren sind von den niederländischen Kanonenböten im Grunde gebohrt worden, und das Meer hat sie und die Mannschaft verschlungen. Zerbrochene Schwerter, ausgelöschte Fackeln, menschliche Leichen liegen zerstreut umher, und in dem hohen Grase, welches an dem sich neigenden Ufer des Meeres wächst, bemerkt das Auge einen weisen Mantel. — — — — Aber was ist aus dem geworden der ihm trug? Ihr, die ihr seine kalten Glieder suchet, kommt, ihr werdet sie dort

bey dem Vorgebirge, wo die hohe Meereswelle strömt, finden.

Die Vögel des Meeres erheben ein durchdringendes Geschrey über die Beute, welche ihre begierigen Schnäbel zerreissen. Conrads Kopf, als wäre er wieder belebt, erhebt sich mit den Wogen und sinkt dann wieder mit ihnen zurück. — Und was liegt daran, daß dieser Leichnam in einem lebendigen Grabe ruht? Die Vögel, die seine Ueberreste zerfleischen, entreissen sie nur den niedrigsten der Würmer.

Des Rebellen Tod beweint Niemand, denn die Einzige, deren Herz geblutet, die seine zerstreuten Glieder gesammelt, die seine Ruhestätte mit einem Leichenstein versehen hätte, ist nicht mehr. Wollt ihr wissen wie sie endete? Euer Herz würde es Euch beantworten. Vermochte es die zarte Jungfrau solchen Gräuel zu überleben .... Nein, der Tod mitleidiger als die Menschen, schloß ihr noch vor Conrads fürchterlichem Ende die Augen. Er war ihre Hoff-

nung, ihre Freude, Alles war er für sie . . . . Friede ihrem Herzen und ihrem jungfräulichen Grabe, aber Fluch den unvorsichtigen unbarmherzigen Mörder!

Fürchterlich war der Schmerz des alten Gouverneurs, als er den Tod seiner Tochter erfuhr. Vergeblich suchten ihm seine Diener durch Siegesnachrichten zu trösten. Vergeblich schilderte man ihm mit glänzenden Farben die, kurz nach dem Tode Conrads erfolgte Niederlage der indischen Sultane. Was konnte dem Vater daran liegen, das Gebiet seines Vaterlandes vergrößert, einen Theil der Corsarenhorden vernichtet zu haben? War doch die Tochter verloren, die Hoffnung seines Alters, der letzte Lichtstrahl, der den Abend seines Lebens erleuchtete, der Stern, der auf Indiens Meere schimmerte, war erloschen. — Hoffnungslos verlebte er die letzten Tage seines Lebens. Einsam, zurückgezogen, von Reue gequält, floh er die menschliche Gesellschaft, und

überließ sich ganz seiner Verzweiflung. Der Tochter ließ er ein prachtvolles Denkmahl setzen, aber sein Haß gegen Conrad erlosch auch im Tode nicht. Er verbot die zerstreuten Glieder des Rebellen zusammeln, und ihnen eine heilige Grabstätte anzuweisen, allein fromme Seelen sollen der Sage nach, mitleidig, die irdischen Ueberreste des jungen Corsaren eingescharret haben. An der angeblichen Stelle seines Grabes sieht man viele der schönsten Blumen, und unter ihnen glänzt, einsam vom ewigen Thau bedeckt, eine weise Rose, farblos und bleich, wie das Gesicht der Schönen, welche, indem sie diese schmerzliche Geschichte liest, dem Andenken dieser unglücklich Liebenden eine Thräne weiht.

Der
Sturm einer Sommernacht
oder
Verirrungen einer unglücklichen Liebe.

Herrlich ist die Gegend von Lüttich nach der warmen viel besuchten Heilquelle Chaudfontaine. Man kann sie ein irdisches Paradies nennen. Im dunklen Schatten, majestätisch hoher Bäume vereinigt sich die Ourte aus den Ardennen kommend, mit der Vresdre, welche in der Eiffel entspringt, auf dem halben Wege von Chaudfontaine, in der Nähe einer alten romantisch verfallenen Brücke. Hier glaubt man das Original der herrlichen üppigen Landschaften Ruysdalls zu sehen. Bald aber erhebt sich das Ufer der Vresdre, Felsen zeigen sich auf allen Seiten, über Klippen rauscht der wilde Bergstrom, zwischen Felsen, die sich oft zweihundert Fuß hoch über den Wasserspiegel erheben. In dieser Gegend, unweit des Städtchen Ensival, in einem freundlichen Landhause, nahe an einer von der Vresdre umflossenen, mit Eichen und Cypressen bewachsenen

Insel, wurde Gustav geboren und lebte dort glücklich bis zu seinem siebenten Jahre. Da besuchte einer seiner Oheime, der zu Antwerpen eine bedeutende Colonial-Waaren-Handlung besaß, auf dem Rathe seiner Aerzte das Bad Chaudfontaine. Der blühende, schön gewachsene Gustav erwarb sich gar bald, durch seine heitere Laune, das Wohlwollen des Alten, und schmeichelte sich so sehr bei ihm ein, daß er ihn mit sich zu nehmen beschloß, um für seine fernere Ausbildung zu sorgen.

Die Aeltern waren über den Vorschlag des Onkels sehr erfreut, da ihr früher bedeutendes Vermögen durch des Vaters Leichtsinn sehr geschmolzen war, und sie daher ihren Sohn nicht so erziehen konnten, wie sie es wünschten, und noch weniger im Stande waren, für seine anständige Unterkunft zu sorgen. Gustav zog daher mit seinem Onkel nach dem reichen Antwerpen, und sein Vater, von einem Kostgänger befreit, setzte seine gewohnte verschwenderische Le-

bensart unbekümmert fort, brachte den Rest seines Vermögens an, und ging eben damit um, das Heyrathsgut seiner Gattin anzugreifen, als der Tod kurz nach der Abreise seines Sohnes, ihn schnell hinwegraffte. Wie hungrige Heuschrecken fielen die Gläubiger über das baufällige Haus und die wenigen übrig gebliebenen Aecker her, und verschlangen begierig Alles was sie noch davon erwischen konnten.

Da die Wittwe noch nicht alt und in jeder Hinsicht eine schöne Frau war, warb bald nach dem Tode ihres Gatten ein junger, ziemlich wohlhabender Landmann um ihre Hand. Sie willigte ein, und, kurz nach der Hochzeit, folgte sie ihrem neuen Gatten nach seinem Wohnorte.

Doch auch diesmal hatte die Frau nicht glücklich gewählt. Ihr Gatte bekümmerte sich wenig um den Landbau, dagegen beschäftigte er sich sehr mit dem Schleichhandel, der stark an der niederländisch-französischen Gränze getrieben wird. Die Vorstellungen seiner Frau,

dieses unselige Gewerbe aufzugeben oder mindestens dabey mit mehr Vorsicht zu verfahren, blieben erfolglos. Es verwirklichten sich die bösen Ahnungen der Frau nur zu bald, nämlich in einer dunkeln Nacht, wurden die Schleichhändler von den Mauthbeamten und Landjägern überrumpelt und Elisas Gemahl erhielt einen Degenstich, der ihm das Leben raubte. Als Elisa diese fürchterliche Kunde vernahm, wollte sie einen Ort nicht ferner bewohnen, wo Alles sie an ihr Unglück erinnerte. Sie zog sich daher nach Lüttich zurück, wo eine ihrer Freundinnen lebte, dort führte sie ein sehr einsames Leben und als später ihre Freundin durch Verhältnisse gezwungen wurde, ihren Wohnort zu ändern, begleitete sie dieselbe dahin, und auf diese Weise verlor sich jede Spur von ihr.

Während das Geschick die Aeltern unseres Gustavs so grausam verfolgte, zeigte es sich diesem weit günstiger. Sein Onkel gewann ihn sehr lieb und ließ ihn in Allem unterweisen,

was zu unserer Zeit ein junger Mann, der sein Glück machen will, braucht, selbst die schönen Wissenschaften, zu denen Gustav ein entschiedenes Talent zeigte, wurden nicht vergessen, und so geschah es, daß er kaum das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, als schon sein Onkel ihn auf sein Comptoir nahm, um den Handel unter seiner Leitung zu erlernen. Gustav zeigte so vielen Fleiß und so viele Einsicht, daß der Onkel ihn bald auf Reisen schicken konnte. Er besuchte die reichen Inseln des niederländisch-ostindischen Archipels, schiffte einige Male nach den Antillen und machte überall gute Geschäfte, denn die Natur hatte ihn mit Gaben ausgestattet, die den Kaufmann fast unfehlbar zum Reichthum führen, nämlich: Sparsamkeit, Vorsichtigkeit, Fleiß, Ordnungsliebe und vor allen Dingen Redlichkeit, durch welche man sich allein das Vertrauen seiner Mitbürger erwerben kann. — Gustav hatte eben seine Reisen vollendet und verweilte einige Tage zu seiner Erholung zu Paris, als

er die traurige Nachricht des Todes seines Onkels erhielt, mit der Aufforderung so schnell als möglich nach Antwerpen zurückzukehren. Bereits einige Jahre vorher hatte ihn der Alte zum Theilnehmer seiner Handlung gemacht und die Erben wollten sich deshalb mit ihm vergleichen, was auch gleich nach seiner Ankunft, ohne Schwierigkeiten geschah. Gustav erhielt über hunderttausend Gulden. — Nun erwachte die Liebe zu seinem Geburtsorte plötzlich mit aller Macht in seinem Herzen. Das acht und zwanzigste Jahr hatte er erreicht, und der fortwährenden Anstrengungen seiner kaufmännischen Laufbahn war er herzlich müde, da er eigentlich nie eine große Lust hierzu gehabt; hauptsächlich aber dürften ihn die Unannehmlichkeiten und Gefahren der Seereisen und besonders ein heftiger Sturm, der ihn auf seiner letzten Fahrt überfallen und dessen Opfer er fast geworden wäre, dazu bewogen haben, nach dem Hafen der Ruhe zurückzukehren.

Wie herrlich sind nicht die Träume der Phantasie, wenn wir sie auffordern den Zauberschleyer der Zukunft zu lüften, sie zeigt sich gar bereit, uns dieselbe in den schönsten und glänzendsten Bildern auszumalen. So erging es dem guten Gustav; die Phantasie führte ihn in die anmuthige Gegend seiner Geburt, sie zeigte ihm welch ein gutes und gemächliches Leben er mit seinem schönen Vermögen führen könne. Sie begleitete ihn zu der freundlichen einfachen Wohnung, welche er bald die seinige würde nennen dürfen. Dann erblickte er sich an der Seite einer hübschen blühenden Lebensgefährtin, umringt von einer Schaar munterer Kinder; sah wie er denselben den ersten Unterricht ertheilte, wie er sie zum Lohne Ihres Fleißes und ihres guten Betragens spatzieren führte, wie er dann unter den Bäumen, die den Eingang seines Hauses umschatteten, ein angenehmes Abendmahl fand, und wie die geschickte Hausfrau ihn mit einem herzlichen Kusse empfing. —

Unbarmherziges Schicksal der Sterblichen! Das mit einer goldenen Glorie umstrahlte Glück zeigt sich nur in den Träumen der Phantasie, und die Wirklichkeit biethet uns nur Unglück, nur Schmerz. — Träumen — nichts als Träumen, sagt Shakespeare.

Außer diesen Träumereyen bewegte die Hoffnung den Aufenthaltsort seiner Mutter zu entdecken, von der er während seiner langen Reisen auch nicht die geringste Nachricht erhalten hatte, unsern jungen Mann recht bald abzureisen. Zum Glück traf er auch einen Reisegesellschafter, der ihm sehr willkommen war, nämlich einen jungen Mann aus Huy gebürtig, der nach Antwerpen gekommen war, um den Handel zu erlernen, jetzt aber, dem Wunsche eines sehr nahen Verwandten gemäß nach seiner Heimath zurückkehrte. Beyde unternahmen die kleine Reise mit fröhlichem Herzen.

Bereits am zweyten Tage kamen sie zu

Huy an. Gustav wurde von der Mutter seines Reisegefährten sehr gut empfangen. Man bemühte sich ihm den Aufenthalt in diesem Hause recht angenehm zu machen. Der Gegenstand aber, welcher vorzüglich Gustav's Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein junges schönes Mädchen mit blonden Haaren und blauen Augen, Namens Marie, die ihm als Nichte der Hausfrau und als eine Landsmännin vorgestellt wurde, denn auch sie war in der Gegend von Ensival und zwar in dem Dorfe Main zu Hause. Sie war nach Huy gekommen um ihre Tante zu besuchen und dort einige Tage zu verleben. — Die schöne Umgegend gab Gelegenheit zu vielen Spatziergängen, bey welchen Gustav die schöne Marie nie vermißte. Er wußte es so einzurichten immer in ihre Nähe zu gelangen; stets both er ihr seinen hülfreichen Arm, wenn eine steile und gefährliche Felsenstelle zu erklimmen, ein Bach zu durchwaten, ein schlüpfriger Weg zu überschreiten war, dabey wußte er sie

durch die angenehmsten Gespräche zu unterhalten, und diese Gespräche wurden nach und nach immer vertraulicher und verriethen manchmal Marien nur zu deutlich die entstehende Neigung Gustav's. Diese Dinge entgingen der aufmerksamen Tante nicht, sie hielt es daher für räthlich die Spatziergänge möglichst abzukürzen, und wich nicht mehr von der Seite ihrer Nichte. Sie hätte wohl ihre Besorgnisse deutlicher geäussert, wenn nicht der Gedanke, daß Mariens Besuch nur von kurzer Dauer seyn und auf diese Weise ihre Verantwortlichkeit bald enden würde, sie davon zurückgehalten hätte. Sie wußte es auch schon so einzurichten, daß Marien's Rückkehr nach dem väterlichen Hause beschleunigt wurde. Bereits war der hiezu bestimmte Tag erschienen, der Reisewagen, der das holde Mädchen nach Main bringen mußte, fand sich schon vor dem Thore des Hauses, als Marie, ohne eigentliche Veranlassung in den Garten ging und tiefsinnig darin herumirrte, endlich setzte sie sich auf

eine Bank in einem dickbelaubten Blumengange. Gustav, der wohl wußte, daß man ihn beobachtete und schon lange auf eine günstige Gelegenheit wartete, Marien noch einmal allein zu sprechen, war, als die Tante sich für einen Augenblick entfernen mußte, ebenfalls in den Garten hinunter geeilt. Von einem Strauche brach er eine schöne halbaufgeblühte Rose und schlich sich damit nach Marien's Plätzchen. Dort angekommen, betrachtete er eine kleine Weile die trauernde Schönheit und nannte endlich halblaut den Namen „Marie," diese sah ihn an und reichte ihn mit wehmüthigem Lächeln das kleine Händchen.

„Marie, begann er endlich, indem er ihr die Rose darreichte, darf ich hoffen, daß eine kleine Erinnerung an mich länger in Ihrem Herzen dauere als der süße Geruch der Rose. Sie reisen in wenig Minuten ab und ich Unglücklicher bleibe verlassen zurück! Weiß Gott, ob ich Sie je wieder sehen werde." Das

liebliche Mädchen nahm die Rose und antwortete mit einem Seufzer. — „Wäre es möglich Marie. Könnte ich so glücklich seyn, daß der Gedanke sich von mir zu trennen, Ihnen diesen Seufzer entlockt. O Marie, nur ein Wort und ich bin der glücklichste Mann, denn wer könnte unsere Verbindung hindern. Schenken Sie mir ihre Gegenliebe und mein Leben soll Ihnen gewidmet seyn.“ Als die schöne Jungfrau diese Worte vernahm, ward ihr Gesicht röther als die Rose, die sie in den Händen hielt. Sie versuchte zu antworten, aber vergeblich! Die Lippen konnten die Empfindungen ihres Herzens nicht ausdrücken.

„Gustav, ich werde stets an Sie denken.“ — —

Mehr konnte sie nicht sagen, Thränen entrollten ihrem Auge. Köstlicher schienen dem Liebenden diese Thränen, als die Perlen des indischen Meeres.

Er fiel zu ihren Füßen. — Da zeigte sich die böse Tante in der Ferne. Schnell erhob sich Gustav und that Alles was er konnte, um so unbefangen zu scheinen als möglich. Auch Marie, die wohl über diese unerwartete Störung etwas verdrüßlich seyn mochte, trocknete schnell ihre Thränen und suchte ihre Gemüthsstimmung zu verbergen, indem sie den Kopf senkte und den lieblichen Geruch der Rose zu athmen schien. Aber die alte Dame, durch frühere Erfahrung schlau geworden, dachte sich gleich was hier vorgefallen seyn müsse. Entrüstet, daß man ihre Wachsamkeit zu täuschen gewußt hatte, sagte sie mit einem bittern schneidenden Tone: „Was machst Du hier Marie? Du weißt ja, daß die zur Abreise bestimmte Stunde schon vorüber ist. Die Pferde sind schon längst angespannt, und ich warte nur auf Dich oder hast Du vergessen, daß Dein Vater uns schon zu Mittag erwartet.“ Nach diesen Worten und manche andere, die sie als Nachtrag dem er-

schrockenen Mädchen zuflüsterte, ergriff sie es beym Arm, und führte es ziemlich erzürnt und einen empfindlichen Blick auf Gustav werfend, nach dem Hofraume, wo der eingespannte Wagen schon längst stand. Doch wußte Gustav, der ihr gefolgt war, noch einen günstigen Augenblick zu benutzen, um schnell die Hand seiner Geliebten zu küssen; sie erwiederte den Kuß durch einen Händedruck und einen recht zärtlichen Blick auf Gustav, stieg im Wagen und verschwand. —

Als Marie das Haus ihrer Tante verlassen hatte, wollte Gustav trotz allen Bitten der Familie seines Reisegefährten nicht länger dort weilen. Er verließ bereits nach zwei Tagen den Ort, wo er während einigen Tagen, ein nie empfundenes Glück genossen hatte, der ihm aber seit Marien's Abwesenheit zur Einöde geworden war. Seine Empfindungen, als er das freundliche Ensival und endlich die vormalige Wohnung seiner Eltern wieder sah, lassen sich

kaum beschreiben und können nur dem verdeutlicht werden, der von langen Reisen nach seiner Heimath wiederkehrt, aber von allen den Lieben, die er zurückgelassen hatte, Niemanden als sich allein wieder findet. Spät Abends kehrte er nach Ensival zurück und miethete sich zwei helle nette Zimmer bey einer alten Frau, die er schon in seiner Kindheit gekannt hatte. Die folgenden Tage waren ganz dazu gewidmet, alle Dörfer der Umgegend zu besuchen, um zu sehen, ob nicht dort irgendwo ein Landhaus zu erkaufen wäre. . . . Ein schönes Gütchen dachte er und meine theuere Marie, dann bin ich der glücklichste aller Sterblichen!

Nun erinnerte er sich, daß es Zeit wäre, die Pflichten eines guten Sohnes zu erfüllen, und nach der Mutter zu forschen, von welcher er bereits so lange getrennt war und jede Spur verloren hatte. Er erkundigte sich an den Orten, von welchen sie ihre letzten Briefe datirt hatte. Alles was er in Erfah-

rung bringen konnte, war, daß die Freundin, bey der sich seine Mutter in der letzten Zeit aufgehalten, bereits längst gestorben, seine Mutter aber noch früher das Haus derselben verlassen hatte. Umsonst erkundigte er sich hierauf bey der Dienerschaft dieser Freundin; man wußte ihm nichts von der Mutter zu sagen, ja man erinnerte sich sogar nicht mehr von ihr sprechen gehört zu haben. Daraus schloß Gustav, seine Mutter wäre endlich auch ihren beyden Gatten ins Grab gefolgt. Von dieser traurigen Schlußfolge tiefgebeugt, kehrte er nach Ensival zurück, und die Liebe zu Marien, jetzt seine einzige Leidenschaft, erwachte mit aller Macht in seinem Busen. Entschlossen seine Geliebte, es koste was es wolle und der gewissenhaftesten Tante zum Trotze, wieder zu sehen, machte er einen Vertrag mit einem Schiffer, daß er ihm alle Tage nach der ländlichen Wohnung Marien's bringen solle; diese war bloß durch einen Garten von dem Flusse getrennt. Allein seine Absicht, die Ge-

liebte zu sprechen, wurde zwey Abende nacheinander vereitelt, indem er mehrere Stunden hin- und herruderte, ohne Jemand zu entdecken. Am dritten Abend endlich erblickte er das Mädchen, wie sie gerade im Begriff war, Blumentöpfe zu begießen. Schnell sprang er ans Ufer und lief schneller als Apollo nach der Tochter des Peneus zu seiner Schönen. Marie floh gerade nicht wie Daphne, doch gerieth sie in Verlegenheit als sie sich mit einem Manne allein sah; aber Gustav's sittliches, bescheidenes Benehmen beruhigte sie bald; er sprach zu Marien, wie man zu Engeln, zu göttlichen Wesen spricht. — Einzige Deines Geschlechtes, begann er, wenn ich Dich . . . . . Doch liebe Leser, wozu soll ich euch so weitläufig erzählen was er sagte . . . die Reden der Liebenden haben gewöhnlich eine Einförmigkeit, die für den kaltblütigen Dritten sehr ermüdend ist; die Sprache des Gefühls ist nicht so reich, so mannigfaltig wie die des Verstandes und die Worte

der Liebe haben nur für das Ohr der Liebenden göttliche Kraft.

Der Leser braucht nichts anders zu wissen als daß, wie begreiflich die Stunden, die Gustav im Garten mit Marien zubrachte, ihm nur Minuten zu seyn dünkten, und, daß er sich bey dem tausendmal wiederholten Abschiede die Erlaubniß ausbat, recht bald wieder zurückzukehren. Marie bewilligte ihm seine Bitte, doch mit dem Zusatze, er solle nur alle acht Tage wiederkehren. Anfänglich wurde dieses Gesetz pünktlich eingehalten, allein nach und nach sah man sich immer öfter und endlich alle Tage. Dem unfreundlichen April folgte der liebliche Mai. Da nun auch Gustav die Gegenwart des Schiffers unnöthig, ja lästig fand, lernte er das Rudern, dankte den Alten ab, und lenkte nun allein seinen Kahn. — Die Jahreszeit und hauptsächlich die Abende waren sehr angenehm, aber ein Abend im Anfang des Junius zeigte sich noch reitzender als die andern. Der Tag war

sehr heiß gewesen, um so erquickender war die Kühle des Abends. Der Mond, der im vollem Glanze aufgieng, gab der ganzen Gegend einen magischen Anblick. Es war eine Nacht der Liebe, der glühendsten, der heißesten Liebe.

Die Nachtigall flötete süße Klagelieder, und die Frösche unten im Teiche quackten munter drein. Sonst beherrschte tiefe Stille Land und Wasser. Marie erschien diesen Abend später als gewöhnlich, weil sie befürchtete, ihr Vater könnte doch einmal die Ursache ihrer Abendbesuche im Garten errathen; es schlug zehn Uhr als sie sich durch das Gartenpförtchen zu dem Geliebten schlich; gar bald war die Stunde verplaudert, aber die Trennung war dießmal hart. „Marie!“ rief Gustav begeistert aus, heute wollen wir uns nicht so frühe trennen, siehe wie der Mond so mild auf uns herabblickt, siehe wie Tausende von Sternen dort am Himmelszelte glänzen; heute dürfen wir uns nicht so

schnell trennen. Geliebte — ich habe da einen herrlichen Einfall bekommen! — wir wollen miteinander eine Wasserfahrt unternehmen; wie schön zeigt sich dort mein Kahn im Mondlichte! O steige hinein, ich will Dein Lenker über die Fluthen seyn, Du sollst sehen wie wunderschön sich die fliehenden Ufer ausnehmen, wenn des Mondes Strahlen durch die Bäume dringen und uns die abentheuerlichsten Gebilde zeigen, wie herrlich sich dieselben Strahlen in den azurnen Wellen spiegeln. Fürchte Dich nicht, ich will unsern schwachen Kahn leiten. Ich, der ich eben so heftig liebe als Leander, der Jüngling von Abydos. Wahrlich um Dich zu sehen, würde ich gerne gleich ihm die See durchschwimmen, weil Du mir eben so theuer bist, als Hero, das Mädchen von Sestos, die Priesterin der Venus, ihrem Geliebten war." — Während dieser feurigen Rede hatte Gustav das Mädchen dem Kahne näher gebracht, sie betrat ihn, und sich rasch vom Ufer entfernend, durch-

wogte der liebende Schiffer kühn dem reißenden Strom.

O wie unvorsichtig ist die Jugend, und wie mächtig die Leidenschaft! Rein, unschuldig, ein Bild der höchsten Tugend war Marie, und in Gustav's edlem Herzen regte lebendig sich das Gefühl der strengsten Rechtlichkeit. Aber dennoch hatte die holde Jungfrau kaum den unglückseligen Kahn betreten — als der Genius ihrer Unschuld ein letztes Lebewohl seufzte und zitternd entfloh. — Einige Zeit waren sie schon umher gefahren und nicht ein Wort war noch über ihre Lippen gekommen. Stumm, sprachlos bewunderten sie die Herrlichkeiten der Natur; da ergriff plötzlich Gustav Marien's Hand, ein lauter Seufzer entfuhr seiner tiefbewegten Brust — Marie sah ihn gerührt an, Gustav wagte es, einen flammenden Kuß auf ihre Lippen zu drücken, er wurde mit demselben Feuer erwiedert. Er umfaßte mit einem Arm ihren schlanken Leib, Küsse folgten auf Küsse, sie fiel sprachlos in

Gustavs Arme. . . . . . Wir brechen hier ab, der Leser mag sich das Uebrige denken. — Lange dauerte die Betäubung der Liebenden, es war einstweilen Mitternacht geworden. Der Himmel hatte sich umwölkt, es fing an zu regnen und zu blitzen, in der Ferne rollte der Donner. Erschrocken fuhr Marie auf, Blitze reihten sich an Blitze. Gustav ruderte mit unermüdeter Beharrlichkeit, allein sie hatten sich sehr von dem Wohnorte Marien's entfernt und trotz allen Anstrengungen, konnten sie vor dem völligen Ausbruche des Ungewitters nicht zurückkehren. Auf den schönen Abend war die fürchterlichste Nacht gefolgt. Der Regen fiel in Strömen zur Erde nieder, der Donner folgte Schlag auf Schlag, die stürmischen Wellen schienen den armseligen Nachen jeden Augenblick verschlingen zu wollen. . . . Endlich erreichten sie den Garten, Gustav brachte die Geliebte ans Land. Sie sah ihn starr an und sprach halbgebrochen die Worte: „Gustav, was haben wir ge-

than!" — Feurig erwiederte er: „Tröste Dich Geliebte, Dich soll keine Gewalt von mir trennen. Unser Band kann nur das Grab zerreissen!" Diese Worte besänftigten die Trauernde ein wenig, doch wollte die Ruhe nicht ganz in ihre Seele zurückkehren. Nicht weil sie den Worten des Geliebten mißtraute, ihn für wortbrüchig, meineidig hielt, sondern weil ein düsteres Vorgefühl ihr nicht gestattete, dasjenige für einen Trost anzusehen, was andere Mädchen in ähnlichen Fällen beruhigt. Sie drückte schmerzlich seine Hand, aber sie konnte nur mit bebender Stimme antworten: „Gustav, ich bin von Deiner Treue überzeugt" — Noch versuchte er einige Worte zu sprechen, allein das fürchterliche Wetter zwang sie ihre Schritte zu beflügeln. Als sie das kleine Gartenpförtchen erreicht hatten, umarmte er sie noch einmal mit aller Zärtlichkeit und eilte schnell von dannen. — Sie durchschlich mühsam den dunklen Gang, der zu ihrem Gemache führte, sie schauderte in der

Finsterniß, ihre Haare sträubten sich vor Furcht. Eben wollte sie in ihr Gemach treten, als sie sich noch einmal umwandte, gleichsam um den Geliebten nachzublicken. Aber o Heilige des Himmels! es schien ihr als wenn ein Schatten sie verfolgte, eine fürchterliche schwarze Gestalt die Krallen nach ihr ausstreckte, um sie zu ergreifen. Es war wohl nichts als ein Spiel ihrer Phantasie, wohl nichts als eine bloße Täuschung! Aber in diesem Augenblicke glaubte sie sich verloren, sie warf sich knieend zur Erde, und rief: „Heilige Mutter Gottes, Hochgebenedeite unter den Frauen, erbarme Dich einer armen Sünderin, Deiner gefallenen Tochter.“ Durch dieses kurze inbrünstige Gebet fühlte sie sich gestärkt; die Gestalt war verschwunden, sie schloß schnell die Thüre ihres Gemachs zu und warf sich sogleich auf's Bette, welches ihr aber zum Dornenlager wurde, denn der holde Schlaf und die liebliche Schaar goldener Träume erquickten nicht ihre geängstigte Seele. —

Inzwischen hatte Gustav sich wieder seiner Barke genähert, er ergriff das Ruder und widerstand mit kräftigem Arme der Gewalt des Unwetters, welches jetzt den höchsten Grad erreicht hatte. Mit ungeheuerer Mühe gelang es ihm ganz durchnäßt, ermattet, muthlos, seine Wohnung wieder zu erreichen. Die gute alte Frau, wo er wohnte, freute sich ausserordentlich über seine Zurückkunft und bat ihn dringend seine nächtliche Wasserfahrten zu unterlassen und nie mehr die Gottheit auf diese Weise zu prüfen. Gustav ließ die gute Frau sprechen, und kaum hat er Kleider gewechselt und sich mit Etwas gestärkt, als er anstatt sich zu Bette zu legen, ein Pferd holen ließ, und sobald dieses angelangt war, troß der Einrede seiner guten Wirthin zu der, unsern Lesern schon bekannten Tante Marien's ritt. Auf dem Wege dorthin dachte er oft, sehr oft an Marien, aber der Gedanke, daß eine glücklichere Zukunft sie für ihre jetzigen Leiden entschädigen würde, be-

ruhigten ihn. Ein heiterer Tag folgte der schrecklichen Nacht, als Gustav die Sonne nach so vielen Stürmen, so friedlich aufgehen sah, befestigte sich die Hoffnung einer baldigen Beendigung seines Kummers immer mehr und mehr in ihm. Gegen Mittag traf Gustav bey der alten Tante ein. Ihr Sohn, mit dem er gleich zu sprechen verlangte, war höchlich erstaunt, seinen Freund so blaß und verstört zu sehen, er führte Gustav in den Garten und dort erzählte ihm dieser unumwunden das Ereigniß der vorigen Nacht, mit der Bitte, ihm freundschaftlich beyzustehen, damit er sobald als möglich das seiner Geliebten gegebene Versprechen erfüllen könne. Der Freund bis zu Thränen gerührt, versprach sein Möglichstes zu thun. Hierauf ging er zu seiner Mutter, die eine Schwester von Marien's Vater war und viel über ihn vermochte und bat sie dringend, sich seines Freundes anzunehmen, indem er versicherte, daß Marie nie einen bessern, würdigern Mann finden könne.

Die Mutter, welche selbst Gustaven gewogen war, willigte sogleich in die Bitte ein, um so mehr, weil seine Vermögensumstände in jeder Hinsicht höchst befriedigend waren. Sie schrieb also, obgleich sie die Eile Gustavs etwas seltsam fand, einen Brief an ihren Bruder, worinn sie ihm die Verbindung seiner Tochter mit ihrem Geliebten als sehr vortheilhaft schilderte und ihn bat mit seiner Einwilligung nicht lange zu zaudern.

Schnell ritten die beiden Freunde nach dem Landhause des alten F*** Marien's Vater, aber bey ihrer Ankunft daselbst stießen sie auf manche Hindernisse, und obgleich der alte Herr auf die Empfehlung seiner Schwester vielen Werth zu legen schien, so gefiel ihm die Eile, womit die Sache betrieben wurde, gar nicht, und er erklärte geradezu, daß man nicht so ohne Ueberlegung im Tag hinein heyrathen dürfe. Einwendungen gegen diesen Satz fruchteten nichts, indem der Alte sich endlich damit ent-

schuldigte, er könne bis zur Rückkehr seiner Frau, die eben eine kleine Reise unternommen hatte, keine entscheidende Antwort ertheilen. Trotz dem entschloß sich der Neffe, der die Schwäche des Onkels kannte, noch einen Versuch zu machen. Er fieng an die Verdienste seines Freundes mit den glänzendsten Farben zu schildern, und legte einen besondern Nachdruck auf das schöne Vermögen, welches Marie durch diese Heyrath erlangen würde. War es ein Wunder, wenn F*** unter diesen Umständen nachgab und einwilligte, seine Tochter rufen zu lassen. Marie erschien, aber es war mehr die schöne Jungfrau, deren Lob die ganze Umgegend verkündete, es war ein Bild des Todes; bleich, farblos, entstellt, so fürchterlich hatten wenige Stunden auf sie gewirkt. Als sie den Geliebten erblickte, färbten sich plötzlich ihre Wangen hochroth und sie schlug die Augen beschämt nieder. Der Vater erschrack, als er seine Tochter in diesem Zustande sah und

sagte ängstlich, indem er liebreich ihre Hand faßte: „Gott, liebe Tochter, was ist Dir widerfahren?“ — Sie senkte das Haupt an ihres Vaters Brust. „So eben vernehme ich, fuhr er nach einer Pause fort, daß dieser junge Mann Dich ausserordentlich lieb hat, und daß Du seine Gefühle erwiederst. Nun begehrt er Dich von mir als Gattin — und wenn Du Glück von dieser Verbindung hoffst, so — — „Vater es ist dies meine einzige Hoffnung,“ unterbrach ihn Marie. — So, so, ist's weiter nichts als das, warum Du so ängstlich bist, o dann kann Dir leicht geholfen werden. Ich will Dein Glück nicht stören; Gott segne Euch!“ — Sprachlos fielen die Liebenden zu des Vaters Füßen und noch an denselben Tag wurden sie priesterlich verlobt, die Hochzeit wurde auf den Tag Johannes des Täufers bestimmt. Gustav blieb noch einige Tage nach der Verlobung im Hause seines künftigen Schwiegervaters, dann aber mußte er endlich nach der Stadt abreisen, einst-

weilen bloß um die Einrichtung seiner Haushaltung zu besorgen, denn der alte F*** hatte ihm erlaubt mit seiner Frau so lange bey ihm zu wohnen, bis er ein ihm anständiges Landgut gefunden hätte. Er schied also von seiner Geliebten mit dem bestimmten Versprechen, bald wiederzukehren. Kaum befand sich Marie, die, so lange ihr Geliebter bey ihr gewesen war, sich heiter gestellt hatte, wieder allein, als ihre düstere Melancholie zurückkehrte. Die wenigen Tage, welche bis zu ihrer Hochzeit noch vergehen sollten, schienen ihr endlos und es däuchte ihr immer, als sollte die so sehnlichst gewünschte Stunde nie schlagen. Ihre Mutter, welche mehrere Wochen bey einer ihr sehr theuern Base zugebracht hatte, um derselben in einer höchstgefährlichen Krankheit beyzustehen, kehrte gerade an dem Tage nach Hause, als Gustav dasselbe verlassen hatte. Die Mutter wurde nun sogleich nach ihrer Ankunft von dem Vorgefallenen unterrichtet, und obgleich sie über die rasche Ent-

scheidung der Sache ohne ihre Mitwirkung unzufrieden schien, war sie doch eine zu gute Frau und liebte zu sehr ihre Tochter um dagegen zu protestiren. So sehr auch Gustav geeilt hatte, so war es ihm doch nicht möglich gewesen, früher als einen Tag vor St. Johannis zurückzukehren. Als er anlangte, sprang ihm Marie entgegen und brachte ihm die frohe Bothschaft von der Einwilligung der Mutter. Er drückte einen feurigen Kuß auf die Lippen der Geliebten und als Marie den Kuß erwiedert hatte, führte sie ihren Gustav zur Mutter, der sie ihn mit den Worten vorstellte: „Siehe Mutter, hier meinen Bräutigam!“ Mariens Mutter ruhte in einem Armstuhl; es war eine freundliche bejahrte Frau, deren Gesicht mehr von dem Kummer als von den Jahren gefurcht war. Sie empfieng Gustav, dessen ungezwungenes Benehmen ihr gleich sehr wohl gefallen hatte, mit ausserordentlicher Artigkeit; sie lud ihn ein sich neben sie zu setzen, und nach einigen verbind-

lichen Redensarten über sein angenehmes Aeussere, seine endliche Ankunft u. s. w., begann sie sich nach seinen nähern Verhältnissen zu erkundigen. Daß er Gustav hieß, hatte sie schon von ihrem Gatten erfahren, dennoch sagte sie als wenn sie es vergessen hätte: „Nun müssen Sie mir auch ihren Namen sagen" — „Gustav" antwortete er, indem er ihr die Hand küßte — und ihren Familiennamen = B***. — B, rief sie heftig aus, und wo wurden Sie gebohren? — „Unweit des Städtchens Ensival." — „Großer Gott! und wann verließen Sie ihre Heimath?" — „Als ich ein siebenjähriger Junge war, erbarmte sich mein reicher Onkel H*** von Antwerpen über mich und führte mich nach der letztgenannten Stadt" — „Gustav," mein Gustav rief sie aus, mein Sohn, mein geliebter Sohn. Sie sprang vom Lehnstuhle auf und Thränen entquollen ihren Augen. — Bestürzt stand Gustav da, er schien einen Augenblick daran zu zweifeln, als wäre es ihm un-

glaublich, diejenige plötzlich vor sich zu sehen, die er so lange vergeblich gesucht hatte — „Blicke mich nicht so mißtrauisch an, ich bin Deine Mutter, das Alter mag meine Züge verändert haben, aber das Herz ist dasselbe geblieben, ich liebe Dich immer noch, obgleich du mich wohl vergessen hast.“ — Die heftigen Empfindungen, welche sich der Alten bey der Wiedererkennung ihres Sohnes bemächtigten, verhinderten sie weiter zu sprechen. Mutter und Sohn hielten sich fest umschlungen. Sie erzählte ihm dann mit wenig Worten, daß sie, lange nach dem traurigen Ende ihres zweyten Mannes, sich einst auf einem Jahrmarkte eines nahen Dorfes eingefunden und dort die Bekanntschaft des Herrn F*** gemacht hatte, der dann nach wenigen Tagen ihr Gatte geworden wäre. Seit ihrer dritten Verheyrathung hätte sie oft an Gustav nach Antwerpen geschrieben, aber alle Briefe wären unbeantwortet geblieben, sie hätte daher endlich nicht wieder geschrieben. — Gustav über-

ließ sich anfänglich ganz der Freude, nach langer Trennung eine ihm so theure Mutter gefunden zu haben, und in dem ersten Augenblicke des Entzückens hatte er nicht gesehen, daß Marie ohnmächtig hinter dem Lehnstuhl der Mutter zusammengesunken war, und ihr Zustand wäre noch einige Zeit unbemerkt geblieben, wenn nicht gerade Marien's Vater hereingetreten seyn würde. Ein lauter Schrey entfuhr seiner Brust, als er die Lage der geliebten Tochter sah. Mutter und Sohn standen erschrocken auf und eilten der Theuren zu Hülfe. Gustav stürzte neben der Unglücklichen auf die Kniee und suchte sie durch Besprengungen mit kaltem Wasser und durch allerley Liebkosungen und freundliche Worte wieder ins Leben zu wecken. Endlich öffneten sich ihre Augen dem Lichte, schloßen sich aber gleich wieder, als wäre es für immer. Er verdoppelte seine Sorgfalt, und als sie, nach langen Anstrengungen abermals zu sich kam, bat er sie endlich die Augen zu

öffnen, ihn zu erkennen, da rief sie mit einem gräßlichen Lächeln aus: „Nun wirst Du die Schwester heyrathen" — Diese Worte wirkten schrecklich auf ihn, sie zeigten ihm das Fürchterliche seiner Lage. In dem ersten Augenblicke der Freude hatte er gar nicht daran gedacht, daß Marie seine Schwester, seine Liebe zu ihr aber nun ein Verbrechen sey. Dieser entsetzliche Gedanke bemächtigte sich mit Gewalt seiner Seele, er schauderte zusammen und erwiederte mit brechender Stimme — Ich — bin Dein Bruder! „Mein Bruder, sagte Marie fast convulsivisch, und wo ist nun mein Geliebter, mein Gatte? Kann er nun seine Schwüre halten, die Schwüre jener grausigen Sommernacht?" — Bereits bey der ersten Frage der Mutter hatte Marie ihr Unglück geahnet . . . Als sie aber das Wort Sohn vernahm, fiel sie gleichsam vom Blitze gerührt zu Boden, und nachdem sie sich erholt hatte, schien es fast, als ob die furchtbare Scene sie ihres Verstandes

beraubt habe. Inzwischen hoffte doch Gustav noch, daß dieser Zustand nicht anhalten würde, obgleich er die Schwere seines Unglücks fühlte. Doch so sehr er auch litt, war Marien's Schmerz gewiß noch heftiger. Man brachte sie nach ihrem Gemache und Gustav wich die ganze Nacht nicht von ihrer Seite, da sie in fortwährenden Phantasien lag. Und wunderbar genug! Diese hatte keinen düstern, sondern einen heitern, fast fröhlichen Charakter angenommen. — Am Johannistage morgen, sagte sie, ist unsere Hochzeit und dann wollen wir recht glücklich seyn. — Sie ergriff mit diesen Worten Gustav's Hand, da sie ihn nicht mehr erkannte, fragte sie ob er ihren Bräutigam nicht gesehen. O fügte sie hinzu, es ist ein schöner Mann, fast scheint es mir, als ob Sie Aehnlichkeit mit ihm hätten. Nur sein Auge war anders, wenn er mich, seine geliebte Marie, sah. O Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich ihn liebe. — Man kann sich den Eindruck denken, den diese Worte

auf die Umstehenden machten, aber am empfindlichsten zerfleischten sie Gustav's Herz; er fühlte sich ja doch nicht von allem Vorwurfe frey, denn er wußte die Ursache des fürchterlichen Zustandes Marien's. Was er aber besonders bereute, war, daß er anfänglich seinen Familiennamen verschwiegen, denn hätte man diesen gewußt, so wäre das ganze Unglück vermieden worden. Freylich konnte er als Entschuldigung anführen, daß die Ursache, warum er einen andern Namen angenommen hatte, ganz unschuldig gewesen sey, indem es bloß darum geschah, um die Verhältnisse seiner Mutter und seiner Freunde ungestört beobachten zu können und sie dann um so mehr zu überraschen. Uebrigens hatte sich noch Niemand früher genau nach seinen Verhältnissen erkundiget. Es erschien also das Ganze als eine jener wunderbaren Fügungen des Schicksals, welches oft die geringfügigsten Umstände auf das Leben der Sterblichen entscheidend einwirken läßt. Doch warf Gustav, vom Schmerz

tiefgebeugt, die ganze Schuld auf sich allein, und wieß jede Entschuldigung, welche ihm sein Verstand tröstend darbot, mit unerbittlicher Härte zurück. Inzwischen dauerte Marien's Zustand fort, zuweilen von ihren wilden Träumereyen ermattet, traten Augenblicke der Ruhe bey ihr ein, sie verlangte dann von ihrer Mutter Blumen und vorzüglich Rosen. — „Mit einer Rose, sprach sie dann, erklärte mir Gustav seine Liebe, er wird es gern sehen, wenn ich morgen, am Hochzeitstage mit Rosen umkränzt, vor ihm erscheine.“ — Dann begann sie einen Kranz zu winden, mit dem sie, als er beendet war, ihr Haupt zierte. —

So brachte sie die ganze Nacht und den kommenden Tag zu. Sie zeigte immer noch dieselbe Fröhlichkeit, allein gegen Abend nahm diese ab, den freundlichen Bildern von Hochzeit und Liebe folgten düstere von Tod und Entsetzen. In der Nacht wurde ihre Lage immer bedenklicher, schnell, aber unverständlich sprach

sie; von Zeit zu Zeit vernahm man die Worte, Verbrechen, Blutschande, Entehrung, ewige Gerechtigkeit. Dann fiel ihr der Sturm jener grausenvollen Nacht ein, wo Gustav's Leichtsinn, die Blüthe ihrer Unschuld zerknickte. Ihre Augen schloßen sich fester zu, als wollte sie dieselben vor den vorüberzuckenden Blitzen verwahren; bald hielt sie sich die Ohren zu, um den Donner nicht zu vernehmen. — Bald warf sie sich auf's Bett und rief mit Verzweiflung; „Gustav, was haben wir gethan!“ — Thränenströme ergoßen sich aus den Augen der Umstehenden, nur Marie weinte nicht, ihr Auge blieb trocken, der Schmerz schien das Gefühl in ihr abgestumpft zu haben. Hätte sie weinen können, so würden ihre Leiden gelindert worden seyn. Noch acht Tage blieb sie in derselben Lage, immer sinnlose Dinge redend; endlich schien es, als ob ihr Verstand wiederkehre, Sie erkannte Vater und Mutter, selbst Gustav, allein seine Nähe, seine Ankunft brachte schnell

ihre Sinne in Unordnung, sie schluchzte, seufzte und sank erschöpft zurück. Man mußte ihn also aus ihrer Nähe entfernen, und da er selbst seinen Leiden zu unterliegen drohte, beschwor ihn seine Mutter wieder eine kleine Reise zu unternehmen. — Da er ohnehin noch einige Geschäfte in Antwerpen zu beenden hatte, reiste er auch dorthin ab, weinend, blaß, den Schatten gleich, die, wie die Sage berichtet, in mondhellen Nächten ihren Gräbern entsteigen. — Langsam aber ohne Rückfall genaß Marie; aber es war nicht mehr Marie, die holde Geliebte Gustav's — es war Marie, dessen Schwester; schwerlich hätte Jemand in der letzten die erstere erkannt. Von der Zeit an machte sie häufige Spatziergänge längs dem Ufer des Flusses. Eine junge Bäuerin begleitete sie, damit ihr bey ihren geschwächten Kräften kein Unglück zustoße. Gewöhnlich pflegte sie dann, wenn sie einige Zeit gegangen war, an irgend einem schattigen Ort Platz zu nehmen, dort zu lesen,

und erst Abends nach Hause zurückzukehren. Eines Tages ging sie ebenfalls spatzieren und schickte, als sie schon ziemlich weit von ihrer Wohnung entfernt war, plötzlich ihre junge Begleiterin nach Hause, um ein Buch zu holen, welches sie auf dem Tische ihres Schlafgemachs vergessen zu haben vorgab. Zu gleicher Zeit setzte sie sich auf einen am Wege liegenden Stein und sagte, sie wolle dort warten bis die Bäuerin zurückkomme. Diese an nichts Arges denkend, lief um den Wunsch der Gebieterin zu erfüllen, so schnell als möglich nach Hause, fand das Buch und kehrte eben so schnell wieder an den Ort, wo sie Marie verlassen hatte. Doch als sie dort ankam, war diese nicht mehr da. Lange suchte sie nach der Verlorenen, fand sie aber nirgends, jetzt war ihre Angst unbeschreiblich groß. Sie rief den Namen Marie überall laut aus, allein erhielt keine Antwort, sie fragte Jeden, den sie begegnete, aber vergebens, Niemand hatte Marie gesehen. Tief betrübt eilte die

junge Bäuerin, sich die Haare über ihre Leichtgläubigkeit zerraufend nach Hause. Schon war es Abend geworden und Marie erschien nicht. Die Eltern ließen die ganze Umgegend durchsuchen, Schaaren von Landsleuten mit Fackeln durchstreiften bey der Nacht Berg und Thal, aber bloß das Echo wiederholte ihr Rufen. So verfolgte, wie uns die Mythologie lehrt, einst die Göttin Ceres, den Fußstapfen ihrer verlornen geliebten Tochter Proserpina, während sie schon zur Unterwelt hinabgestiegen war. Auch die betrübten Eltern durchwachten die ganze Nacht und warteten auf ihre Tochter, ihre Unruhe stieg noch als die ausgesandten Bauern ohne auch nur eine Spur von ihr entdeckt zu haben, zurückkamen. Da fiel es der Mutter auf einmal ein, ob dieselbe nicht etwa nach Lüttich zu ihrer Tante der Aebtissin ins Kloster gegangen sey, um dort in den heiligen Mauern die verlorne Ruhe wieder zu finden, denn oft hatte Marie in der

letzten Zeit von dem Glücke der dem Dienste des Herrn geweihten Jungfrau gesprochen; dieser Gedanke, den Elisa sogleich ihren Gatten mittheilte, schien sie zu beruhigen. Augenblicklich ward ein Bote nach Lüttich gesendet, und zwar mit dem Auftrage im Kloster genau nachzufragen, sich nirgends aufzuhalten, und so schnell als möglich zurückzukehren. Hierauf suchten die beyden Aeltern ein wenig auszuruhen.

Aber erst Gustav's Ankunft sollte den dunkeln Schleyer lüften, der bisher die unglückliche Entwicklung verbarg.

Als er nämlich seine Geschäfte in Antwerpen beendet hatte, und vernahm, daß Marie genesen war, beeilte er sich wieder zu ihr zu begeben und die tief Gekränkte durch Bitten und Ueberzeugungen zu vermögen, der Stimme der Vernunft nachzugeben und sich zu beruhigen; auch wollte er ihr als Beweis seiner Liebe ein sehr bedeutendes Geschenk im Gelde machen. Nach Beendigung dieser Angelegenheit

aber gedachte er eine große Reise zu unterneh- men, um seinen Schmerz zu lindern, es der Zeit überlassend, die Wunden, welche die Liebe seinem Herzen geschlagen hatte, zu heilen.

Mit diesen Planen kam er im Hause Ma- rien's an. Er fand hier Alles in Bewegung und und Schrecken, denn eben war der Bote aus Lüt- tich zurückgekehrt, hatte die Nachricht überbracht, daß die hochwürdige Frau Aebtissin auch nicht das Geringste von dem Schicksal ihrer Nichte wisse, da dieselbe das Kloster nicht betreten hätte. Gustav vernahm mit Schaudern was vorgefallen war, und die düstersten Ahnungen bemächtigten sich seiner Seele; ein dunkles Vor- gefühl zog ihn nach dem Zimmer seiner Schwe- ster, er durchsuchte ihre Schriften und fand darunter folgenden an ihm gerichteten Brief.

Am Vorabend des Mariahimmelfahrt- festes den 14. August.

Der fürchterliche Gram, den Geliebten und Gatten verloren zu haben, Verlust für den Du

mich als Bruder nicht entschädigen konntest, hätte mich unfehlbar bald ins Grab geführt; aber eine gräßliche Entdeckung nöthigt mich der Natur zuvorzukommen. Schaudere Gustav und erblasse! Ich fühle die Folgen jener verhängnißvollen Nacht . . . ich bin — nein nie wird meine Feder dieses Wort der Schande schreiben. — Anfänglich wollte ich mich in des Himmels Willen ergeben, aber es war mir nicht möglich — Marie entehrt — — — Marie deren einziges Verbrechen darin bestand, zu nachgiebig gegen einen Mann gewesen zu seyn, der ihre Liebe im hohen Grade verdiente. . . . . Gustav, ich beeile mich Deine und meine Schande in den Wellen zu begraben. Suche die Leiche Deiner Geliebten . . . . . . Deiner Schwester dort bey dem großen Teiche, nahe am Dorfe *** an der Stelle, wo das Schilfrohr am dichtesten steht und ein großer Stein am Ufer liegt. Ich wählte diesen Ort, damit Niemand vor Dir meine irdischen Ueberreste ent-

decke und ihnen die letzte Pflicht erweise. Du Gustav sollst allein meine Leiche dem Wasser entreißen, dann wirst Du ohne Zweifel mir der treuen Geliebten eine Thräne weihen und Sorge tragen, daß ich ein anständiges Begräbniß erhalte. Nun lebe wohl, Gott wird mir gewiß verzeihen, denn ich thue nur, was ich nicht unterlassen kann. Bete für mich!"

Welchen furchtbaren Eindruck diese Zeilen auf Gustav machten, läßt sich nicht beschreiben, zwar stand er noch auf seinen Füßen, aber es schien ihm als wenn das Leben von ihm gewichen wäre. — Endlich hatte er Kraft genug sich zu fassen, um die heilige Pflicht zu erfüllen, die ihm noch oblag. Mit einigen Landleuten begab er sich nach dem Orte, wo Mariens Leiche ruhte. Diese wurde bald gefunden. Ach! schon hatte die furchtbare Gewalt der Verwesung sie entstellt, beschädigt, nur das schöne edle Gesicht hatte der Tod geschont, denn kein Zug hatte sich verändert; jede Spur des Grams und der Verzweif-

lung war entwichen, der Friede schien über das Antlitz zu schweben, welches noch vor wenig Tagen ein Bild der gräßlichsten Seelenangst war. Als die Leiche ans Land gebracht war, knieete Gustav nieder, küßte die kalten Lippen der Verblichenen, weinte und hob die Augen gegen den Himmel, als wollte er die Gottheit der Unbarmherzigkeit beschuldigen.

Der Pfarrer im nahen Dorfe, obgleich ein guter menschenfreundlicher Mann, mußte nach den Kirchengesetzen der Selbstmörderin ein Grab in geweihter Erde versagen. Gustav wurde daher gezwungen, für seine Geliebte eine andere Ruhestätte zu suchen und da fiel ihm die Insel in der Nähe des Landhauses, wo er geboren wurde, ein. — Er verfügte sich zu dem Landeigenthümer, dem sie gehörte, und dieser erlaubte ihm für eine mäßige Summe seine Marie dort begraben zu lassen. Schon am andern Morgen wurde die Leiche dorthin gebracht. Keine Seele folgte dem Sarge, ausser Gustav und

Marien's Vetter, derselbe treue Freund, der für Gustav beym Vater um die Hand der Geliebten angehalten hatte. — Am Fuße einer hohen Cypresse wurde der Unglücklichen ein Grab angewiesen; in dem Augenblick, wo der Sarg in in die Gruft gesenkt wurde, läutete man gerade in den nahen Dörfern zum Morgengebete. Marien's Vetter sprach einige Worte zu ihrem Andenken, Gustav schwieg und senkte den Kopf, die Umstehenden aber schlichte ehrliche Landleute knieeten nieder, machten das Zeichen des Kreuzes und sprachen: „Gott sey ihrer Seele gnädig!“ Nachdem das Grab zugeworfen worden war, ließ Gustav eine Strecke Land umher durch eine Hecke einschließen, in schöne Beete abtheilen und mit den köstlichsten Blumen bepflanzen. Ein Künstler zu Lüttich erhielt den Auftrag eine große Urne von Alabaster zu verfertigen, welche später als ein Denkmal Marien's Grab zierte.

Täglich, ohne sich um die Witterung zu bekümmern, begab sich Gustav zum Grabe der Geliebten um dort zu weinen, oder die kostbaren Pflanzen zu warten, mit denen er diese ihm heilige Stätte geschmückt hatte. So verlebte er ein Jahr; da starb seine Mutter und sein Freund beredete ihn endlich diesen Ort des Schmerzens zu verlassen. — Er brachte dann seine Angelegenheiten in Ordnung, besuchte noch einmal das Grab der Geliebten, und schmückte mit thränenvollem Auge die Urne auf dem Denkmal mit einem Kranze von Immergrün. Dann nahm er Abschied von dem guten alten F*** und verließ seine Heimath, um nie mehr dahin zurückzukehren. Sein Freund begleitete ihn bis nach Amsterdam, wo sie sich mit unaussprechlichen Schmerze trennten; der Freund kehrte nach dem Landgute seiner Mutter zurück, Gustav segelte auf einem spanischen Schiffe nach Nordamerika. Seitdem hat man keine bestimmten Nachrichten mehr von ihm; einem Gerüchte zu-

folge soll er sich im Innern der vereinigten Staaten mehrere große Ländereyen gekauft, und durch ländliche Beschäftigung seinen tiefen Gram zu mildern gesucht haben. Doch sind diese Nachrichten sehr unzuverläßig. So lange Gustav in der Umgegend weilte, ward Marien's Denkmal von der sorgsamsten Liebe bewacht, allein nach seiner Abreise wurde der Garten vernachläßigt, natürlich verwilderte er auf diese Weise von selbst. Den kalten Marmor umgaben jetzt keine Rosen, Lilien und andere kostbare Pflanzen mehr, sondern Dornen und Disteln; auch selbst der Marmor mußte zerstört werden, denn noch über das Grab verfolgten menschliche Vorurtheile das unglückliche Mädchen.

Die Landleute der Umgegend zeichnen sich unter den andern Bewohnern der Niederlande ganz besonders durch ihren Aberglauben aus. Diese guten Leute wußten nun allerley Geschichten von der Insel zu erzählen, wo Marie, die Selbstmörderin ruhte. Bald hatte man dort

um Mitternacht eine weiße Gestalt erblickt, bald dumpfe Seufzer, bald laute Klagen gehört. Einem aber war gar ein fürchterliches Unglück begegnet; er war ziemlich spät in die Gegend der Insel gekommen, da hatte ihn eine Gestalt verfolgt, und er sich nur dadurch gerettet, daß er noch zur rechten Zeit sich bekreutzigte. Das Mährchen gieng von Mund zu Mund, und da Jeder Etwas von dem Seinigen hinzufügte, so wagte bald Niemand, selbst am hellen Tage, in die Nähe der Insel zu gehen, noch weniger diese zu betreten. Und als nun gar sich Spuren einer Viehseuche in der Umgegend zeigten; die Fischer weniger Fische als sonst fingen und dgl. verbreitete sich allgemein die Sage, Alles Unglück komme daher, weil man ein von Gott verlassenes und verstoßenes Mädchen eines ehrlichen Begräbnisses würdig erachtet habe. Dieser unglückliche Wahnglaube fand bald so viele Anhänger, daß zwey Bauern, die für ausserordentlich muthig galten, einst beym hel-

lem Mittag auf der Insel landeten, das Grabmal zerstörten, die Marmorstücke in den Fluß schleuderten, und einen Haufen Steine auf Mariens Grab warfen. So zerstörte der rohe Aberglaube das schöne Denkmal, welches die unglückliche Liebe errichtet hatte.

Der Ring.

Zu Bagdad herrschte einst ein weiser Fürst, Haroun al Raschid genannt. Die Weisen jener Zeit verglichen ihn mit einem ungeheuer großen Baume, den man vor seinem Pallaste sah. Des Baumes starke Wurzeln, sagten sie, seyen die gefürchtete Macht des wohlbefestigten Thrones des Kalifen; seinen hohen Stamm, der sich bis zum Himmel erhob, verglich man mit dem hohen Geiste des Herrschers, und den mit Blumen und Früchten gezierten Gipfel mit seiner Wohlthätigkeitsliebe und Güte. Der Kalif hatte nur einen Fehler, nämlich den, meistens melancholisch zu seyn. Aber um diese düstern Wolken zu zerstreuen, hatte er sich einen Philosophen zum Freund gemacht, der seine Philosophie durch lustige Sentenzen und ver-

nünftige Narrheiten ergötzlich zu machen wußte.

Der Kalif sagte, daß die Seele des Menschen noch mehr als sein Körper zu Krankheiten geneigt sey, und daß daher ein guter Philosoph einem Fürsten eben so nothwendig wäre, als ein guter Arzt.

Als er sich eines Tages allein mit dem Arzte seiner Melancholie befand, rief er auf einmal aus, indem er den Baum, mit welchem man ihn verglich, ansah: Haroun, Haroun, du verfinsterst die Gemüther deiner Freunde eben so, wie dieser Baum die niedern ihn umgebenden Bäume durch seine hohen Zweige verfinstert. Aber siehe, Freund, fügte er hinzu, indem er sich zu dem Philosophen wandte, ich verspreche dir einen goldnen Ring jedesmal, als es dir gelingen wird, mich zum Lachen zu bewegen.

Gut! versetzte der Philosoph, den Kopf schüttelnd; ich muß dir indessen leider gestehen,

daß ich in zehn Jahren nicht genug Ringe gewinnen werde, um jeden meiner Finger zu zieren. Ich werde Spässe machen, so viel ich kann, und du wirst nicht lachen; es wird manchmal meine Schuld, manchmal deine seyn. Stets aber wirst du meine Spässe nach deiner schlechten Laune beurtheilen, und niemals werde ich Ringe bekommen.

Nun, sagte der Kalif, sorge nicht dafür! Jedesmal, wenn du mir beweisen kannst, daß ich Unrecht gehabt habe, über deine Spässe nicht zu lachen, werde ich sie dir, als hätte ich gelacht, bezahlen, jedoch mußt du mir alsdann klar und gründlich beweisen können, daß ich hätte lachen sollen.

Das ist unmöglich, antwortete der Philosoph; in solchen Fällen kann man höchstens beweisen, daß ein Witzwort wirklich ein solches sey, aber dadurch wird man niemals einen Menschen überzeugen, daß er Unrecht gehabt habe, nicht zu lachen. Indessen will ich doch

sehen, ob du über das lachen wirst, was mir heute eine Sclavin jener schönen Wittwe erzählt hat, deren Gatte gestern gestorben ist. Du weißt, daß sie für die zärtlichste Gattin des Landes gehalten seyn wollte, daher sie jetzt die betrübteste Wittwe seyn will. Gestern, nachdem sie in Gegenwart ihrer Sclavin ihren ganzen Thränenvorrath erschöpft hatte, sperrte sie sich ein, und suchte sich die Rolle einer Trauernden so recht eigen zu machen. Sie erforschte in ihrem Spiegel alle Mienen, die sie machen mußte. Endlich, unter vielen seltsamen Geberden, schien ihr selbst eine so komisch, daß sie sich nicht enthalten konnte, laut zu lachen, und ich glaube, daß sie darüber so lange, als sie Wittwe bleibt, lachen wird.

Diese Erzählung, mit allen Geberden der Wittwe begleitet, konnte nicht einmal die Stirne des Kalifen entrunzeln. Der Philosoph, der äußerst ungeduldig und jähzornig war, ergrimmte darüber sehr; er machte aus Zorn

allerley Späſſe; durch lebhafte Angriffe ſuchte er den Unmuth des Herrſchers zu bezwingen, wie ein durſtiger Reiſender, der durch oft wiederholte Stöße den Baum erſchüttern will, von welchem er die ſchöne Frucht begierig wünſcht. Der Philoſoph war ganz außer ſich, und der heftige Zorn eines Philoſophen, der Andere zum Lachen bringen will, müßte, würde man glauben, einen guten Erfolg gehabt haben; aber der Kalif lächelte kaum, und ein Lächeln war nicht hinreichend, um auf den goldnen Ring Anſpruch machen zu können. In dieſem Augenblick ſetzte ſich eine Schaar Krähen auf den großen Baum, mit welchem man den Kalifen verglich. Ich ſah geſtern, ſagte der Philoſoph, dieſe Krähen; ſie hätten bald einen vorüber Wandernden zur Verzweiflung gebracht, der fürchterlich darüber erzürnte, die Früchte und Blumen eines ſo ſchönen Baumes durch dieſe Wolke düſterer Vögel ſeinen Augen entzogen zu ſehen. In dieſem Augenblick

vergaß er, daß des Baumes Stamm so fest dastehe, wie ein Felsen, und wollte ihn erschüttern.

Dieser Wahnsinnige, mit der Sorge beschäftigt, die Krähen zu verjagen, schlug wüthend auf den Baum los, und zerquetschte sich den Rücken ohne den geringsten Erfolg, wie ein erzürntes Kind, das, um sich an der Mauer, woran es sich eben ein Loch in den Kopf gestoßen hat, zu rächen, sie mit beiden Fäusten schlägt.

Diese Erzählung ist zwar nicht komisch, aber ich konnte mich doch des Lachens nicht enthalten, als ich die That sah, von welcher ich rede. Ich glaube, daß ich auch darüber gelacht hätte, wenn ich sie gesehen, sprach der Herrscher. Du hättest also lachen sollen, als du meinen Zorn und die wiederholten Späße sahst, die ich machte, um aus deinem Gemüthe die schwarzen Krähen, d. h. die Sorgen, zu vertreiben, die sich darin festgesetzt.

Ich verstehe! entgegnete der Kalif, indem er einen Ring von seinem Finger nahm. Du hast mir bewiesen, daß ich Unrecht gehabt habe, nicht zu lachen; empfange also den verdienten Ring.

Der Fremde.

Eine Erzählung nach sechs aufgegebenen Wörtern.

Sonnen-Uhr.

Es schlug sechs. Der Hofrath stand in seinem Wohnzimmer, erwartend seine Frau und Tochter, die noch mit ihrem Putze beschäftigt waren, um in's Liebhaber-Theater zu fahren, wo man sich diesen Abend zu Schulden kommen ließ, die „Schuld, von Müllner" darzustellen. Er fing eben an, ungeduldig zu werden, als Minchen, das Töchterlein, in's

Zimmer hüpfte, und den ungeduldigen Vater darüber besänftigte, daß sie so lange am Putztische verweilt habe, woselbst die Mutter noch verweilte. Endlich kam auch diese gar köstlich angethan; und fortwackelte die schwerfällige Kutsche über das holperichte Straßenpflaster des Städtchens. Man kam ziemlich spät, und mußte sich mit einem entfernten Platze begnügen; was dem Papa, wegen der Nähe des Rauchzimmers, lieb, der Mutter aber unangenehm, und Minchen, die mit ihrem Onkel mehrere Reisen gemacht und die besten Schauspiele anderer Städte besucht hatte, ziemlich gleichgültig war. Endlich rollte der Vorhang in die Höhe, doch zugleich mit ihm — o Schicksal! — zersprang eine große Knall-Erbse, die irgend ein Schelm in der Nähe der Bühne zertrat, so daß Elvira, anstatt mit den Worten ihrer Rolle, mit „Herr Jemine" anfing, und so aus dem Texte kam, daß sie die Worte nicht wieder finden konnte, und, statt ihrer, der

Zubläser aus seinem Loche die ersten Stanzen hervorschrie. Endlich kam man wieder in's Gleis, und die unglücklichen Personen der „Schuld" wurden wirklich so unglücklich dargestellt, daß kein Auge trocken blieb. Ob nun dieses aus Erschütterung des Gefühls, oder des Zwerchfells entstanden, können wir nicht mit Gewißheit berichten. Während des ersten Akts hatte man der Frau Hofräthin einen bessern Platz angewiesen, und Minchen, die unter mehreren ihrer Gespielinnen saß, wurde von ihr getrennt. Ein junger Mann, der neben ihr stand, sie schon eine ganze Zeit mit bewaffneten Augen angestarrt hatte, und jetzt sah, daß die Mutter sich entfernte; wagte es, sie anzureden, sagte ihr einen ganzen Schwall von Artigkeiten, die sie ablehnend parodirte. — Da öffnete sich plötzlich die Thüre des Saals; und herein trat ein fremder, junger Mann, begleitet von einigen andern Herrn. Aller Augen richteten sich auf ihn, der mit einem

edlen Anstande die schönste männliche Gestalt, die angenehmsten Züge verband. Er war schwarz gekleidet, ein Ordensband im Knopf=loche. Höflich grüßend näherte er sich der Ge=sellschaft und dem Orte, wo Minchen saß. Bald redete er sie artig an, von ihrem rei=zenden Wesen eingenommen scheinend. — Auch auf Minchen schien das artige und bescheidene Wesen des Fremden Eindruck zu machen, und sie hatte den ganzen Abend nur Augen für ihn. Endlich, als die Helden des Stücks sich gar jämmerlich gemordet hatten, fiel der Vor=hang, und die Gesellschaft machte sich zum Aufbruch bereit. — Der Fremde, nachdem er sich mit der größten Zartheit nach Minchen's Namen erkundigt hatte, entfernte sich zögernd mit seinen Begleitern. Der Gedanke an den Fremden hielt Minchen die ganze Nacht wach. Sie erhob sich mit der Morgenröthe von ihrem Bettchen, und ging hinunter in den Garten. Die Sonnen=Uhr zeigte auf Sieben. — Ge=

dankenvoll lehnte sie sich an das Fußgestell. Ein leises Geräusch störte sie plötzlich in ihren Betrachtungen, — der Fremde stand vor ihr. Nachdem Beide lange Zeit sich unterredet hatten, schieden sie sehr zärtlich. Der Bund der Herzen war geschlossen, und die Sonnen-Uhr zeigte nun die Stunde der glücklichen Liebe.

Hottentott.

Indessen war unter der schönen Hälfte der Bewohner des Städtchens eine Gährung entstanden; Alles lehnte sich gegen den Fremden auf. Niemand hatte er beachtet, außer Minchen, die, nach der Meinung der Damen, gegen eine jede von ihnen weit zurückstand. Manche überreife Schöne meinte, daß der Fremde, wenn er nur einigermaßen Geschmack besäße, eine reife, einladende Frucht einer kaum aufgeblühten Rosenknospe hätte vorziehen müssen. Aller Geschmack, alle Schönheit wurde ihm abgesprochen, und der Schöngeist des Städt-

chens wollte behaupten, daß er ein wahrer Hottentott sey, — welche Benennung ihm einstimmig denn nun ertheilt wurde. Der Fremde hieß von nun an überall nur der Hottentott. So ganz ein Hottentott mußte er indessen wohl nicht seyn; denn man erfuhr durch Mägde, Bediente und Muhmen, daß er im Hause des Hofraths einen Besuch gemacht, sich dort gar nicht hottentottenmäßig benommen, und daß Minchen am andern Tag einen köstlichen indischen Shawl erhalten habe, der von Niemand anders gekommen sey, als von ihm, und folglich wieder bewies, daß seine Hottentotten-Natur doch etwas ausarte, und er wirklich nobler Sentiments fähig sey.

Reifrock.

Der Hofräthin, welche Minchen mit ihrem Neffen zu verbinden wünschte, war diese Bekanntschaft, die zwar ihrem Stolz schmeichelte (denn man erfuhr, daß der Fremde als Gesandter an den d****schen Hof durch das

Städtchen reisend ging), nicht ganz recht. Sie beschloß daher, Minchen vorzunehmen, und ihr ihren Entschluß, sie mit diesem Verwandten zu vermählen, bekannt zu machen.

Sie ließ das Töchterchen in ihr Zimmer kommen, und redete folgendermaßen sie an: „Mein Kind, du bist zwar eigentlich noch viel zu jung, um mit dir von Heirathsangelegenheiten zu reden; allein die heutige Jugend ist so unbesonnen, daß man sie nicht früh genug an ihre Pflicht mahnen kann. Zu meiner Zeit, ja, du lieber Gott, da war es ganz anders! Ich bekam deinen Vater nicht eher zu Gesichte, als am Verlobungstage; und doch führten wir, einige liebreich wortwechselnde Ermahnungen abgerechnet, eine recht christliche Ehe. Im bräutlichen Putze empfing ich ihn zuerst, angethan mit einem neuen Reifrock, und köstlich mit Blumen und Federn geschmückt. Ein solcher Reifrock gab den Damen noch Ansehen und Würde. Jetzt findet

man wohl ihre Würde von einem gewissen Schiller in weltlichen Büchern beschrieben, aber sie selbst haben keine mehr. Mit dem Reifrock haben sie ihre Würde abgelegt, dabey bleibe ich. — Indessen, um wieder auf dich, mein Kind, zurückzukommen — ich habe dich rufen lassen, um dir bekannt zu machen, daß ich und dein Vater dich meinem Schwestersohn, Eduard Staubmann, verlobt haben, und daß du deinen Bräutigam baldigst erwarten kannst. Empfange ihn, mein Kind, fein züchtig, und denke dir, wenn er erscheint, als ob du im ehrenfesten Reifrock vor ihm ständest.“ „Liebes Mütterchen,“ antwortete Minchen mit schelmischen Blicken, „das ist mir recht, wenn er mir zum Unglück nicht gefällt; wenn er mir nun aber recht sehr gefällt, dann wird der Reifrock mir doch wohl zu schwer werden, und ein Küßchen wenigstens muß ich ihm geben.“ Hiemit lief sie fort.

Brustnadel.

Minchen hatte von ihrem Oheim einst an ihrem Geburtstage eine prachtvolle diamantene Brustnadel zum Geschenk erhalten, die ihr, als Andenken an diesen theuern Verwandten, sehr werth war. Die Mutter war daher betroffen, als das Mädchen einige Tage nach ihrem Sermon in eine große Theegesellschaft ging, und diesen Schmuck nicht trug. Sie fragte die Tochter um die Ursache. Minchen machte ein verlegenes Gesicht und äußerte, daß sie sie diesmal vergessen habe. — Während dessen hatte man den Weg zurück gelegt. Man trat ein, und fand einen großen Theil der Gesellschaft bereits versammelt; nur der Zenith derselben fehlte — der Fremde war noch nicht erschienen. Neugierig sammelten die Gespielinnen sich um Minchen, sie wegen des Fremden auszufragen, der, wie man wußte, mehrere Male ihr Haus besucht hatte; allein ihre Mühe war vergebens. Minchen wollte und

konnte nichts Anderes sagen, als daß der Besprochene ein sehr artiger Mann und unterhaltender Gesellschafter sey. — Da öffnete sich die Thüre des Saals, und der Gefeierte trat, festlich gekleidet, ein. Aller Augen waren sogleich auf ihn gerichtet; und die Mutter, den ihrigen kaum trauend, sah glänzend an seinem Busenstreife — Minchen's Brustnadel.

Räuber.

Bestürzt zischelte die Mutter Minchen Fragen in's Ohr; doch diese erwiederte unbefangen: es könnte die ihre nicht seyn, sondern nur eine ähnliche, da sie ihre eigne verschlossen habe. — Indessen hatten mehrere Damen, welche diesen Schmuck kannten, das Corpus delicti entdeckt, und blickten alle betroffen darauf hin. Der Fremde schien es jedoch nicht zu bemerken, und sprach unbefangen mit dem Wirthe, der ihn mit Artigkeiten überhäufte.

Nachdem der Thee eingenommen war, versammelte man sich zu gesellschaftlichen Spielen.

Der Fremde wußte durch Witz und sinnreiche Aufgaben den Zirkel zu beleben; und schnell floh der Abend dahin. Indessen waren wohl einige Damen dort, denen die Zeit nicht so angenehm verging. Getäuscht in der Erwartung, die Aufmerksamkeit des Mannes, der in diesem Augenblicke glänzende Epoche im Städtchen machte, auf sich zu ziehen, sannen sie auf Rache. Besonders war eine derselben sehr erbittert, und beobachtete ihn auf's Aeusserste, um etwas an ihm zu entdecken, was sie zu seinem Nachtheil auslegen könnte; und so bemerkte sie den betroffenen Blick der Mutter, als sie die Brustnadel in seinem Jabot funkeln sah. Begierig, etwas Näheres hierüber zu vernehmen, ging sie unter einem Vorwande den andern Morgen in des Hofraths Haus, und fand hier bestätigt, was sie vermuthete, nämlich, daß besagte Brustnadel wirklich die Minchen's sey, welche, wie die Mutter sagte, bei ihr vermißt werde, man wisse nicht wie. Nachdem sie

dieses erfahren, ging sie sogleich zu einer ihrer Freundinnen, und erzählte derselben, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß der Fremde, von dem man so viel Aufhebens mache, und den doch im Grunde Niemand kenne, nichts Anderes, als ein verkappter Räuber sey, der schon Minchen's Brustnadel gemaust, und vor dem man sich folglich hüten müsse. Die Freundin, wie es gewöhnlich die Freundinnen machen, glaubte sich nur so lange verpflichtet, das Geheimniß zu bewahren, als sie allein war; sobald sie aber mit einer ihrer Bekannten zusammentraf, vertraute sie es dieser ebenfalls, und so ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt.

Notenbuch.

Strickend saß die Hofräthin am Fenster, der Hofrath ihr gegenüber, sein Pfeifchen rauchend, als ein Briefträger in's Haus trat, und einen Brief abgab.

Minchen's Vater öffnete, durchlief ihn schnell, und gab ihn dann der Mutter, die Folgendes las:

Lieber Oheim und liebe Tante! Ich reise heute ab, hoffe in vierzehn Tagen Sie und meine theure Cousine zu umarmen.

Ihr gehorsamer Neffe,

Eduard Staubmann.

„Himmel!" rief diese aus, nachdem sie diese Zeilen durchflogen, „also heute noch wird er ankommen. Da muß ich ja schnell hinauf zu Minchen, sie davon zu benachrichtigen." Und forttrippelte sie. Sie fand das Mädchen am Fortepiano, ein elegant gebundenes Notenbuch vor sich, das die Mutter früher noch nicht bemerkt, und welches ihr daher auffiel. Schweigend die Augen auf das Notenbuch gerichtet, gab sie der Tochter den Brief. Diese lächelte freundlich, als sie gelesen, und gab ihn der Mutter wieder zurück. „Aber woher hast Du denn das prächtige Notenbuch, mein Kind?" fragte diese nun, „laß es mich doch näher betrachten. Wie? Was seh' ich? Eduard Staubmann steht darin geschrieben? — Wie kommst

Du dazu?" — „Das mag er Ihnen selbst sagen, liebe Mutter," sprach Minchen, „mich dünkt, da ist er schon." Und wirklich klingelte es in diesem Augenblicke an der Thür, und hereintrat — der Fremde. Verdrießlich und getäuscht wandte die Hofräthin sich ab, als sie ihn erblickte; denn auch zu ihren Ohren war die Sage gedrungen, daß man ihn für das Haupt einer Räuberbande hielte. Sie war eben im Begriff, ihm zu verstehen zu geben, daß sein Besuch ihres Hauses ihr unangenehm sey, — als das ersterwähnte Fräulein, seine bitterste Feindin, eintrat, nicht wenig betroffen, ihn hier zu finden. Racheglühend glaubte sie, in diesem Augenblick eine Gelegenheit zu finden, durch passenden Witz sich an ihm zu rächen. Sie redete sogleich Minchen an, ihr erzählend, daß sie eben von einer Probe aus dem Liebhaber-Theater komme, daß man gesonnen sey, nächstens dort die Räuber vorzustellen, und daß man nur noch Niemanden finden könne, der die

Rolle des Karl Moor darzustellen im Stande sey. Plötzlich wandte sie sich an den Fremden, und sagte: „Ach, welch ein glücklicher Gedanke fällt mir ein! Mein Herr, wenn Sie die Rolle übernehmen wollten —? Ich bin überzeugt, bei Ihren Fähigkeiten müßte es Ihnen gelingen, den Räuberhauptmann ganz natürlich darzustellen.“ „Die Rolle ist doch wohl nicht so ganz für mich geeignet, wie Sie glauben,“ antwortete der Fremde, „ich werde ein passendes Stück vorschlagen, welches man in der Residenz oft giebt, und worin ich Ihnen eine der Hauptpartieen als sehr dankbar anempfehlen kann; es heißt, „die Lästerschule.““ Hiemit wandte er sich zu Minchen, die mit Mühe das Lachen verbiß. Das Fräulein, erbittert, nahm Abschied und entfernte sich. Kaum war sie fort, so warf er sich vor der Hofräthin auf's Knie nieder, und sprach: „Halten Sie mich auch, werthe Frau, für einen Betrüger? Ahnen Sie noch nicht, wer Derjenige ist, der jetzt vor Ih-

nen im Staube liegt, und sein Glück von Ihrer Hand erfleht? Ja, es ist Ihr Eduard, der Sohn Ihrer einzigen Schwester. Verzeihen Sie, wenn ich einen Augenblick Sie hinterging. Ich mußte Diejenige erst kennen lernen, die mir bestimmt war; und der Fürst, der so gnädig gegen mich gesinnt ist, erlaubte mir, mich noch einige Zeit hier aufzuhalten, um meine mir von Mutterhand bestimmte Gattin zu sehen. Unsere Herzen erkannten sich bei dem ersten Zusammentreffen; ich nannte ihr dann meinen Namen. Sie gab mir, als ein theures Unterpfand ihrer Liebe, das Geschenk ihres Oheims, das Kostbarste, was sie besaß, und ich bat sie, dieses Notenbuch anzunehmen, als das letzte Andenken meiner verstorbenen, ewig geliebten Schwester. Wenn ich bis heute gegen Sie, meine Theuerste, schwieg, so war es Minchen's Wille, die den heutigen Tag, als den glücklichen der Verbindung ihrer Eltern, mit dem unserer Verlobung feiern wollte." Die Mutter

schloß mit gerührtem Herzen den theuren Neffen an die Brust. Sie und der Vater gaben ihren Segen, und der räuberische Hottentott ward, den Lästermäulern der Stadt zum Trotz, bald Minchen's beglückter Gatte.

Der heimathlose Korsar vor seinem neugebornen Sohne.

(Erstes Bild.)

Ich will Euch die Wahrheit zeigen, nicht die Wahrheit, wie Ihr sie verschleiert, vermummt; sondern die nackte, die gräßliche, schauderhafte Wahrheit.

Worte des Präsidenten
J. J. Coremans.

„Wem ein Kindlein geboren ist, dessen Haus wird mit Freude erfüllt!“ Habe ich auch kein Haus, sind selbst diese Bretter, die uns zum Schutze gegen die wilden Wogen dienen, nicht

mein: die Vaterfreude habe ich doch; haben sie mich auch der Rechte des Bürgers beraubt: die Menschenrechte gebe ich nicht auf, und du, unglücklicher Sohn, bist der erste Zeuge davon. Wenn du einst ein Knabe geworden bist, will ich dir von diesem Schiffe die weite Gegend, die reiche Küste, die mit Schiffen angefüllten Häfen zeigen, und dann sagen: Dir gehört, so viel du davon nehmen magst.

Und wenn du groß geworden bist, dir unser Schiff zu enge wird, du an das Land steigest, und ein Gefühl dich unter die Menschen bringt, daß du auch so leben möchtest, wie sie; wenn dann einer dich fragt: „woher kommst du — und wer bist du?" so antworte: „meine Mutter ist die Noth, mein Vater ist ein Sohn eurer mangelhaften Gesetze. Fragt nicht, woher ich komme, — ich stamme, woher ihr alle, — fragt lieber, wohin ich geh'; aber auch darauf weiß ich keine Antwort." Und sie werden mit den Fingern auf dich weisen,

dich fliehen, wie einen Aussätzigen, und sie haben den Aussatz dir selbst verursacht.

Dort der Kapitän, dein künftiger Gebieter, ist der verbannte Sprosse einer mächtigen Familie, der Sohn eines Mannes, der Viele in die Verbannung sandte. Die Zeiten änderten sich, die Verbannten kehrten wieder, und da die Verbanner nicht mehr waren, verbannten die Zurückgekehrten die Nachkömmlinge und Verwandten ihrer Feinde. Später, als ihre Wuth nachgelassen, riefen sie dieselben wieder zurück, allein der Kapitän blieb bei uns, weil sich für ihn in der Heimath keine Aussichten eröffneten, weil er dort nur Verfolgungen zu erwarten hatte. Ermordet hätten sie ihn wohl nicht, dazu sind sie zu mitleidig oder zu feige; aber gequält, zurückgesetzt, beleidigt hätte man ihn bis zu seinem Ende. Der junge Mann dort hat zum Lohne eines Jugendstreiches die Landesverweisung verdient: hat er früher nur Einem gesteuert, jetzt besteuert er Alle. Hier

der Vetter da, deiner Mutter Bruder, ist gezwungenem Kriegsdienste entronnen, und hat sich unter die Freiwilligen des Meers angeworben. Gieb nur Acht! dieser Vetter wird dir hübsche Sachen erzählen. Ich selbst, der dich erzeugt ohne Priestersegen, bin ohne Priestersegen in die Welt getreten. Ob ich einen Großen oder Reichen anklagen soll, der mich verstieß, ich weiß es nicht; Vater und Mutter sah' ich nie, aber hartherzige Leute sagten, es wäre für mich eine Schande, daß mein Erzeuger erst leichtsinnig und dann schlecht gehandelt, und ich floh ihre Gesellschaft und kam hieher.

„Liebet Euch einander!“ heißt es nicht so im Evangelium? Sieh', wie das Gebot genau befolgt wird! Deinen Vater haben die Menschen vertrieben, und Dich werden sie verfolgen. „Keiner unter Euch ist größer, als der Andere,“ hat der Stifter des Christenthums gesprochen, und so spricht noch die Stimme der Natur: „Ihr seyd Alle gleich.“ Aber die Menschen haben

Schranken gesetzt, ausser denen keine Sicherheit ist. Sie haben Gesetze gemacht, nicht für mich und dich, sondern gegen dich und mich: und wir sollten sie halten? Du armes Kind wärest so leicht unter die Menschen einzuführen; aber sie wollen dich nicht. Du mußt den Fußstapfen deines Vaters nachtreten, und werden, wie er, damit du vielleicht als ein Opfer ihrer Gesetze fällst, die ihre Hartherzigkeit nicht verbessern läßt. Wenn auch in mir eine glückliche Stunde, wie diese, den bessern Menschen weckt, wird nicht Mangel und Elend ihn bald wieder einschläfern? Was nützt dir die Kenntniß der Grundsätze des Guten, wenn ich sie dich auch lehre, da die Noth, die eiserne Noth, mich zu ihrer Uebertretung zwingt? Mancher sündigt in Städten und Dörfern, der des Sündigens nicht Noth hätte, du wirst sündigen, weil du nicht recht thun darfst. Siehst du einst einen Andern, vielleicht nicht bessern als du, geliebt und geehrt, und es thut dir wehe: ersticke nur

schnell dies Gefühl! Es schickt sich ja nicht für einen Geächteten. Und ergreifen Andere Wehr und Waffen, und üben sich zum Kampfe auf dem Lande und auf der See, und ziehen aus und schützen die theure Heimath: armer Sohn! lege dein Gewehr weg, dazu brauchst du es nicht, du hast keine Heimath. Die so ausziehen, sind Belgier, und wer bist du? Ihre Vorfahren haben der Heimath Boden mit Strömen von Blut erkauft; und ihre Enkel mißgönnen dir einen kleinen Fleck. Für die Heimath haben sie Alles gewagt, daß keiner ihrer Nachkommen heimathlos sey; aber wie dir und mir ist, darum kümmert sich Niemand.

So komm' denn, armer Wurm! Findest du nicht bei den Menschen Erbarmen, du sollst es bei uns finden. Wir kennen den Weg, der zu den Häfen unserer Verfolger führt; sie mögen sich nicht darob verwundern, daß es ihrem Leben gilt. Sie ärnten ja nur, was sie gesäet. — Um deines Elends willen, unglückliches Söhn-

lein, führe ich künftig Krieg wider die Menschen. Vor dir und mir mag sich der Friede bergen.

Der Heimathlose.

(Zweites Bild.)

Und das Elend hat gleichsam rechtlichen Besitz von seinem Schicksal genommen, ihm ein eigen Zeichen aufgedrückt, und ihn zu seinem Unterthan gemacht.

Weder Verwandtschaft, noch Verbindung, weder Eigenthum, noch Gewerb auf Erden habend — — ein irrender, unglücklicher Mensch.

„Nun vorwärts, alter Heinrich,“ sagte der Kerkermeister, indem er das gewaltige Schloß der Zelle aufsperrte, „die Stunde ist da, der Henker erwartet dich.“

„Wie schon!“ antwortet ein Mann, auf einem Strohhaufen liegend. Er dehnt seine nervigen Arme aus und fügt nach einem langen Gähnen hinzu: „Es ist Schade, ich schlief so gut!“

Er steht auf, bringt die Trümmer seines leinenen Oberrocks in Ordnung, schüttelt die Strohstücklein, welche sich in seine Haare verwickelt haben, ab, und die Ueberreste eines alten Huts über seine Stirne herabziehend, sagt er ruhig: „Nun gut, ich bin bereit!“

Der Henker hielt sich in der Nähe. Er blickt auf den Verurtheilten hin, sagend: „Wir wollen fort, die Zeit drängt.“ „Heinrich, mein Alter,“ sagt der Kerkermeister, „jezt kommt eine böse Viertelstunde für dich. Da trink, um Dich aufrecht zu erhalten.“ Mit diesen Worten bietet er ihm ein vollgefülltes Glas Branntwein, welches der Alte mit sichtbarer Freude ausleert.

Der Henker zieht aus seiner Tasche einen langen Strick, und bindet die Arme des Alten zusammen, der gleichgültig und stillschweigend seine Feßlung mit ansieht.

Beide gehen nach dem Richtplatze ab.

— Seit langer Zeit kennt man den alten Heinrich, aber wer er ist, von woher er ge-

kommen, wer seine Eltern sind, das weiß Niemand. Er hatte kaum mehr, als achtzehn Jahre, als man ihn zum ersten Mal das Land durchirren sah, an Jeden unbestimmte Fragen richtend, geheimnißvolle Nachforschungen anstellend, kurz ganz mit dem Auskundschaften eines Geheimnisses beschäftigt, welches Niemand durchdrang.

Nach einiger Zeit schien er in seinen Erwartungen getäuscht, und einem bittern Schmerze Preis gegeben.

Seitdem hörte man auf, ihn zu sehen, und er mußte wohl sehr alt seyn, als er auf einmal zurückkam.

Das Glück war ihm feindlich gewesen. Arm war er fortgegangen, als Bettler kehrte er wieder. Was hatte er während dieser Zeit gethan? wohin hatte er seine Schritte gewendet? er sagte es nicht. Er mußte übrigens weit gekommen seyn. Denn wenn er in kalten und regnerischen Nächten von Landleuten Obdach erhielt, erzählte er seinen gastfreundlichen Wir-

then manches Wunderbare aus dem fernen Indien.

Eines Tages hatte er vergeblich die ganze Gegend durchlaufen, kein Almosen war ihm gegeben worden, und sein Ranzen leer geblieben; spät Abends kommt er in die Nähe eines Schlosses, an dessen Thore er anklopft, Obdach und Brod verlangt. Man versagt ihm das Eine wie das Andere, jagt ihn mit Härte fort, und der alte Mann, seinen Stock zur Stütze nehmend, entfernt sich langsam, schleppt sich nach einem nahen Walde, wo er sich in's Gebüsch wirft, um zu sterben, — wie er meinte.

Der Herbst ging zu Ende. Die Witterung war neblicht, es pfiff der Wind, und völlige Nacht umgab den Unglücklichen. Von Kälte und Nässe durchdrungen, fühlte er auch alle Schrecken des Hungers. Wenn er nur schlafen könnte, vielleicht wäre der morgige Tag ein weniger unglücklicher. Aber der Schlaf will

nicht kommen, und der Bettler ist unsäglichen Schmerzen Preis gegeben.

Er kann nicht mehr widerstehen. Auffahrend ergreift er seinen Stock, und eilt dem Schlosse zu. Dort hat er eine Mauerecke entdeckt, die nicht schwer zu übersteigen ist, ein Fenster, welches nicht gut zugeschlossen; es ist sehr spät, die Nacht ist so dunkel, daß er wohl unbemerkt bleiben kann. Brod, Lebensbedürfnisse, nur das will er ja; mit Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit muß ihm das Wagstück gelingen.

Des Schlosses Besitzer war ein achtzigjähriger Mann, ohne Familie, allein lebend, düster, hartherzig, geizig. Er hatte den Bettler an seiner Thüre bemerkt, und sein Auge ihn bis in's Gebüsch verfolgt. Auf seinen Befehl wachten die Diener, und kaum hatte Heinrich das Fenster erreicht, als man ihn ergreift, fesselt, nach der Stadt führt, und in's Gefängniß wirft. Dort findet er wenigstens ein Stück Brod, welches der Kerkermeister ihm hingibt.

Von der Höhe der Schandbühne wirft der alte Bettler durchdringende Blicke auf die Menge, er zuckt die Achseln und lacht mit bitterm Lachen. „Und nun,“ sagt er, „was dreht ihr euch um mich herum, als wäre ich ein seltenes Thier? Doch ihr habt Recht, reißt nur die Augen weit auf, denn ihr werdet mich nicht mehr sehen. — Von dem Orte, wohin sie mich führen werden, komm' ich nicht mehr zurück. Des Kerkers Luft ist tödtlich für Denjenigen, der Jahre lang kein anderes Bett gehabt, als die Erde, keine andern Bettvorhänge, als den gestirnten Himmel. — Nein, nein, der alte Heinrich wird nicht mehr kommen, und er hätte besser gethan, ganz und gar auszubleiben. Aber ich liebte dieses Land. Ich bin hier geboren, obgleich ich's noch nie Jemandem gesagt. Und zu was wäre das gut gewesen? Ich hatte weder Freunde, noch Schutz. — Im fernen Ostindien reisend, verließ mein Vater meine unglückliche Mutter, sie starb bald, und ein mitleidiger Indier war's, der mich ei-

nige Zeit ernährte, und mir das sagte, was ich von mir weiß, das heißt, nicht einmal meinen Namen. — He, he, vielleicht befinden sich unter euch Vettern und Basen von mir — — Und mein guter Vater — es ist schade, daß er nicht hier ist, um mich wieder zu erkennen, er würde sich freuen, wie hoch sein Sohn gestiegen. — He, he, ich, ich hab' keinen Sohn; kein armes Geschöpf auf Erden wird mir einst sein Elend, seine Erniedrigung vorwerfen können. Ich habe allein gelebt, bin allein alt geworden. — Eines Tags wohl, das ist aber schon lange her, liebte ich ein Mädchen, aber sie wollte nichts von dem Heimathlosen wissen. — Siehe, das war mein Unglück. Schmerz ergriff mich, die schweren Arbeiten, denen ich mich unterzogen, um mein Leben zu fristen, wurden mir zuwider, ich fing an in der Welt herum zu irren, und da bin ich denn ganz arm, ein Bettler ohne Unterstützung, ohne Obdach geworden. Da geschah's, daß ich eines Tages

Hunger hatte, und Niemand wollte mir was zu essen geben."

Und indem er diese Worte sprach, ließ er den Kopf sinken und begann zu weinen. In demselben Augenblick kam der Henker mit seinem Knechte zurück, Letzterer trug eine Pfanne, worauf sich ein glühendes Eisen befand. Der Henkersknecht entblößt den Rücken des Greises, sein Herr beugt sich, um das Eisen zu ergreifen — der Alte zittert, ein klagendes Geschrei erhebend, ein wenig Rauch wird sichtbar, und das Schandmal ist für immer eingebrannt!

— Eine eiserne Lampe, auf einem hölzernen Tische stehend, erleuchtet kümmerlich das Krankenzimmer des Kerkers. Auf einem Strohsack und einer dünnen Matratze, bedeckt kaum durch einen alten, vielfach geflickten Ueberzug, liegt ein Mann, der von Schwäche und Krankheit zu Boden gedrückt scheint. Sein Gesicht ist nach der Wand hingewendet. Ein irdener Krug ohne

Henkel befindet sich auf einem hölzernen Stuhl in der Nähe des Krankenlagers.

„Der arme Teufel wird Mühe haben, davon zu kommen,“ sagt ein Gefängnißwärter zu dem Priester, den er heranführt. „Seit dem Tag seiner Ausstellung im Anfange des Winters, will's mit dem Alten nicht mehr gut gehen. — Teufelsschloß! der Gottseybeiuns würde sich dabei die Hände ausdrehen — Da, Alter, bring' ich Dir wieder einen Besuch. Fasse Muth.“

Der Alte antwortet nicht.

„Mein Freund,“ sagt der Priester, „ich bin ein Diener des barmherzigen Gottes, hört mich, ich bring' euch Trost.“

Der Alte antwortet nicht.

„Er schläft wohl,“ fährt der Gefängnißwärter fort, „ich will ihn aufwecken.“ Er schüttelt leise den Kranken, und beugt sich über ihn. — „Sieh da,“ ruft er aus, „der Alte ist todt.“

„Ohne gebeichtet zu haben!“ rief der Priester aus. „Unglücklicher!“ Und es war ein Priester nach dem Evangelium. Er kniete nieder, und bat für die Seele des heimgegangenen Bettlers.

— Eingesenkt in den Kissen eines Lehnstuhls, unterhielt sich der Herr des Schlosses mit seinem Arzte. „Ich befinde mich nicht wohl, Herr Doktor, es wird mir ungemein schlecht.“ „Mein lieber Herr, Sie müssen sich zerstreuen. In Ihrem Alter ist die Einsamkeit nicht gut, es fehlt Ihnen an Wärtern. Sie sollten eine ergebene Person von Ihrer Verwandtschaft hieher berufen.“ „Ergeben? Ach, die entfernten Verwandten sind nichts als Erben!“ Er sagt's und seine Stirne umwölkt sich wieder. Nach einer Pause: „Nun, Herr Doktor, Sie sagten, daß der Teufelskerl, der mich ermorden wollte, gestorben ist? Hat er endlich eingestanden? Weiß man jetzt etwas von ihm?“

„Es war ein armer Mensch, den sein Vater vor etwa fünfundfünfzig Jahren in der Nähe von Samarang auf Java verließ.“

„In der Nähe von Samarang vor fünfundfünfzig Jahren?“

„Nun ja, wahrhaftig ja; er hat mir's gestern früh erzählt. Er bewahrte sorgfältig eine alte Karte, worauf einige seltsame Zeichen stehen, und einen eisernen Ring, den ihm, als Erbgut seiner Mutter, ein alter Indier übergeben haben soll. — Seht, da hab' ich den Plunder noch in meiner Brieftasche.“ Der achtzigjährige Greis wirft einen Blick auf diese Gegenstände. „O!“ rief er aus, „dieser Mensch war mein Sohn!!“ — Und er hatte zu leben aufgehört.

Marie,
die Wirthsmagd.

(Altniederländische Sage.)

Was ist das für ein armes Mädchen, deren wilde Blicke auf ein Herz deuten, welches zu bewegt ist, um das Sprechen zu erlauben?

Wahnsinnig ist Marie, sagen die Leute in der Nähe, eine Närrin, fügen andere hinzu. Sie weint nicht, aber oft entfährt ihr ein tiefer Seufzer; sie beklagt sich nicht, aber ihr einförmiges Stillschweigen zeugt von tiefer Trauer.

Hunger und Durst scheinen nicht ihre Sorgen zu erwecken. Zerrissen sind ihre Kleider, und der rauhe Wind, wie er da weht an des Meeres Ufer zwischen Ostende und Blankenberg,

dort, wo von dem gesegneten Lande Flandern kaum eine Spur noch vorhanden, bedroht ihren halb entblößten Busen, und ihre Wangen, einst belebt, sind jetzt bleich und abgezehrt. Die Verzweiflung hat die üppige Niederlandstochter zu einem Schatten gemacht.

Und doch war einst Marie, die arme Närrin, froh und glücklich. Die Reisenden wissen es noch: es gab kaum ein Mädchen so freundlich, so heiter, als sie.

Ihre Thätigkeit, ihr munteres Wesen entzückte die Gäste, die sie stets mit Lächeln empfing. Ihr Herz war jeder kindischen Furcht entfremdet und Marie wäre in der Nacht an der Küste hin- und hergegangen, wenn auch dichter Nebel sie bedeckt, kein freundlicher Stern ihr geschienen hätte.

Sie befand sich am Vorabend ihres Hochzeittages und hoffte Glück; aber Richard, den sie liebte, war arbeitsscheu und sein Benehmen tadelnswerth. Die, welche ihn kannten,

beklagten die arme Marie, und die Bauern in der Gegend sagten in ihrer derben Sprache: „Für die Annamie ist der Kerl viel zu schlecht.“

Es war im Herbst; die Nacht war düster und stürmisch. Die Thüren und Fenster wurden durch den Wind heftig erschüttert. Zwei Gäste befanden sich vor dem Feuer und rauchten am Ofen, indem sie miteinander sich unterhielten.

„Das ist doch ein Mordspaß,“ sagte einer von ihnen, „wenn man so den Wind pfeifen hört, selbst aber beim Ofen sitzt. In dieser Nacht wird's Meer wieder eine tüchtige Portion Menschen verschlingen.“ Der andere Freund sagte: „Wahrhaftig, es gehört ein muthiger Mann dazu, längs der Küste heute noch nach Blankenberg zu gehen! Ich selbst müßte wie ein Schulbube zittern, wenn ich durch die Sandwüste durch müßte. Und die Leute, die da wohnen, sind auch nichts werth, sie passen nur darauf, wenn ein Schiff strandet, um es aus-

zuplündern und den Todten abzunehmen, was sie am Körper haben.“ Da versetzte der Erste: „Und wer nicht todt ist, den machen sie todt, glaube ich. Wahrhaftig, in der Gegend würde ich mich stets von lauter weißen Geistern umringt glauben.“ — — „Du hast recht. So ein Sturm könnte die Todten auferwecken. Und doch wollte ich wetten, daß Marie hinginge.“ „Nun wett' und verliere dein Geld. Sie wird nicht zehn Schritte aus dem Hause gehen. Wenn ihr eine weiße Kuh begegnet, wird sie glauben, es sey ein Geist, und ohnmächtig zur Erde sinken.“

„Nun, Marie, will Sie ihren Muth bei dieser Gelegenheit erproben?“

„Ja, ich will wetten; denn ich bin sicher, daß Sie hingehen wird. Sie wird sich eine neue Sonntagshaube gewinnen, nur muß Sie von Blankenberg eine Probe mitbringen, und von der Trauerweide, dort, wo sie den Fremden umgebracht haben, einen Zweig.“

„Das will ich gern thun. Nun fort!“

Während der Wind die Wolken zu peitschen scheint und die ganze Natur in Aufruhr sich zeigt, dringt das Mädchen von Kälte erbebend vor; der Weg ist ihr ja bekannt. Einige Mondesstrahlen, welche durch die Wolken sichtbar werden, lassen ihr Blankenberg entdecken. Schon ist sie bei der Trauerweide. Sie streckt ihren Arm aus und reißt einen Zweig davon ab.

Sie vernimmt eine Stimme; bleibt stehen, horcht, aber nur des Windes Toben trifft ihr Ohr.

Da fängt die Furcht doch an, sich ihres Herzens zu bemächtigen. Ich will lieber die Haube nicht haben und nach Hause zurückkehren, denkt sie. Da vernimmt sie von Neuem Menschenstimmen und Menschentritte. Sie vermochte kaum zu athmen; und versteckt sich hinter das Kreuz. In diesem Augenblicke zeigt sich der Mond glänzend am Himmel, und seine Klar-

heit läßt ihr zwei Männer entdecken, die eine Leiche tragen.

Das Blut stockt in ihren Adern. Ein Windstoß reißt dem Einen den Hut vom Kopfe und er rollt zu den Füßen der armen Marie, welche schaudert und dem Tode entgegensieht.

„Verfluchter Hut!“ schreit der Mörder. „Was liegt daran? Laß uns zuerst die Leiche in's Wasser werfen, der Hut wird sich schon finden!“ antwortet der Andere.

Ohne gesehen zu werden, sieht Marie diese Menschen vorübergehen; sie hebt den Hut auf. Die Furcht leiht ihr Flügel, sie entflieht schnell, erreicht in Windeshast das Wirthshaus, tritt in das Zimmer, starrt Alles, was sie umgibt, an, und fällt zu Boden, erschöpft, ohne Athem und außer Stand, auch nur ein Wort auszusprechen.

Ehe sie es vermag zu erzählen, was sie gesehen, hefteten sich ihre Blicke auf den Hut und wenden sich dann wieder von diesem Gegenstande ab.

O Gott, welcher kalter Schauder unterbricht die Schläge ihres Herzens, als sie den Namen Richard, ihres Verlobten, darin gewahrt!

Dort, unfern von dem Kreuze, sieht man noch den Galgen, wo der Schelm sein Leben endete. Nicht weit vom Wege, fesselt er das Auge des Reisenden auf sich; er sieht ihn und weiht der unglücklichen Marie eine Thräne.

Die Geiger von Aarschot.

(Altniederländische Volkssage.)

Es ist schon recht lange her, daß es zu Aarschot zwei berühmte Geiger gab, die man ihrer Kunst wegen weit und breit berief. Einmal wollten sie um die Zeit der Kirchweihe nach Mecheln ziehen (denn auch in den Städten durften sie sich hören lassen), um dort die Leute zu erfreuen und ein hübsch Stück Geld zu verdienen. Es war kein schönes Wetter, der Regen fiel in Strömen herab; allein die Hoffnung eines guten Erwerbs verleitete sie, nicht darauf zu achten. Sie traten also die kleine Reise an, jeder einen derben Stock in der Hand und die Geige wohl verwahrt auf dem Rücken.

Als sie den halben Weg vielleicht zurückgelegt, reuete es sie, bei so schlechtem Wetter ihr Haus verlassen zu haben, um so mehr, weil ja doch nicht zu erwarten, daß unter solchen Umständen das Stadtfest glänzend werden würde; aber es war schon spät und wohl nicht der Mühe werth, nach Aarschot zurückzukehren, nachdem sie bereits so weit gekommen. Sie setzten denn ihre Reise fort, wie Fische durchnäßt, und sich bitter über das heillose Wetter beklagend; denn obwohl im Sommer, war es fast so kalt, wie im Winter. Es scheint selbst, daß sie sich so sehr vergaßen, allerlei Gotteslästerungen auszustoßen.

Sie kamen endlich zu Mecheln an. Ihre erste Sorge war, sich nach einer Wohnung umzusehen; dann ließen sie den Stadtausrufer kommen, damit er ihre Ankunft austrommeln und zu gleicher Zeit der Bürgerschaft melden könne, welchen großen Ruf sie nicht nur im Lande Brabant, sondern auch in Flandern, im Hennegau'schen genössen, und wie unlängst noch der

Bürgermeister von Dornick sie habe zu einem dortigen Feste berufen lassen. Zugleich sollte er die Liste aller Arien, die sie spielten, ablesen und anzeigen, wie viel sie für einen Tag, für eine Nacht, für eine Stunde begehrten.

Dann trugen sie dem Wirthe auf, ein tüchtiges Abendmahl zu bereiten, einen Schinkenkuchen, stark bebutterte Bohnen, und andere leckere Dinge. Man hatte ihnen auf ihr Begehren in einem schönen Zimmer, dessen Wände gar wunderlich bemahlt, ein großes Feuer angeschiert, um ihre Kleidungsstücke zu trocknen. Da saßen sie denn beisammen, leerten einen Krug Bier um den andern, und berechneten im Voraus das Geld, was sich in Mecheln verdienen ließe, als ihnen ein Besuch gemeldet wurde.

Sie sahen einen Greis von angenehmem Aussehen, obgleich ganz gewaltig alt. Er war wohl gekleidet, und lange, weiße Haare fielen auf seinen Rücken herab. Dieser Mann, nach einigen schmeichelhaften Worten über ihre Ta-

lente, deren Ruf, sagte er, sogar schon bis nach Harlem und Rotterdam gedrungen wäre, lud sie höflich ein, die Nacht über in seinem Hause zu spielen, und als sie einen hohen Sold verlangten, handelte der Fremde nicht, sondern versprach sogar, ihnen das Doppelte zu reichen.

Nun, der muß Geld haben, dachten sie; vergaßen des bestellten Nachtmahls, nahmen ihre Geigen und folgten dem Greise. Nachdem sie mehrere abgelegene Straßen, die sie nicht kannten, obgleich sie oft schon nach Mecheln gekommen, durchzogen, und sogar eine gute Weile ausser der Stadt gegangen waren, stand der Greis auf einmal still vor einem großen Hause, dessen Ansehen ihnen gar nicht gefiel.

Wohl war es Nacht, doch konnte man sehr gut das Aeussere des Gebäudes ausnehmen. Es hatte dasselbe keine Aehnlichkeit mit andern Landhäusern weder in dem niederländischen Lande, noch in Frankreich, — denn auch dort waren die

Geiger von Aarschot schon gewesen, — es glich vielmehr einem Feenschloß. Dennoch war es ganz einsam, weshalb sie denn auch nicht hineingehen wollten. Aber der Alte wußte so viel zu reden und zu sagen, und drückte ihnen so viel Geld in die Hand, daß sie denn für diesmal ihre Bedenklichkeiten fahren ließen.

Sie waren darüber gar nicht böse, als sie sich plötzlich in einem schönen Saale befanden, umgeben von einer zahlreichen und glänzenden Gesellschaft. Wachskerzen beleuchteten herrliche Lüster von Krystall, die ganz wie diamantene aussahen; die Wände waren mit rothem Sammet und üppig mit Gold bedeckt; in den Ecken befanden sich ganze Kisten mit sonderbaren Blumen und Bäumchen, deren Blüthen solchen balsamischen Duft verbreiteten, daß die Geiger im irdischen Paradiese zu seyn vermeinten. Die Kleidung der sich darinn befindenden Personen entsprach ganz der Schönheit des Gemachs, und die Freude belebte alle Gesichter. Man plau-

derte, man ging auf und ab, man lachte und scherzte. Niemals mag man wohl ein so fröhliches, so prächtiges Fest gesehen haben.

Nun wurde den Musikern ein eigener Platz angewiesen. Nachdem sie ihre Geigen gestimmt, fingen sie an, ihre schönsten Stücke zu spielen, und der Tanz begann.

Alle Anwesenden tanzten mit solchem Anstande, mit so vieler Grazie, daß man sie gar nicht für Menschen, sondern für beflügelte Genien zu halten geneigt war. Ihre schönen Gesichtszüge wurden durch die Hitze gefärbt und durch die Freude belebt.

Die Musiker verdoppelten ihren Eifer. Nie waren ihre Finger so gewandt gewesen, ihre Instrumente hatten noch nie solche helle, laute Töne vernehmen lassen.

Der Ball wurde immer belebter. Es waren nicht gewöhnliche Tänze, wie man sie in Städten und Dörfern sieht.

Hier war nichts durch Kunst geregelt, Jeder überließ sich seiner Laune, den Einfällen seiner Phantasie. Die Einen schwebten leise dahin, ohne fast die Erde zu berühren, die Andern machten solche Sprünge, daß sie mitunter gar die Decke berührten. Ein lärmendes Lachen erscholl in diesem ungeheuern Saal. Bald wurde die Unordnung so groß, und Jeder gab sich so sehr der Freude hin, daß Alles ein übernatürliches Ansehen gewann. Es herrschte, so zu sagen, eine allgemeine Trunkenheit. Der Fußboden schien unter den elastischen Füßen sich zu heben und zu senken, auch die Wände bewegten sich im Takte und der ganze Saal drehte sich mit den Tanzenden; die Flamme der Wachskerzen war auf einmal außerordentlich hell und groß geworden und bewegte sich nach allen Richtungen; die Musiker wußten gar nicht mehr, was sie spielten. Es verging ihnen das Hören und Sehen, sie wußten nicht, wie ihnen geschah. Die Dinge um sie her wechselten alle Augen-

blicke ihre Farben, sie sahen Niemand herein-kommen, und die Menge wurde immer größer.

So verging die Nacht.

Mit Tagesanbruch hörte der Tumult auf; die Ruhe kehrte nach und nach wieder. Jeder stärkte sich an Tischen, die mit ausgesuchten Speisen bedeckt waren; Teller, Schüsseln und Gefäße schienen von Gold und Silber zu seyn. Man hieß den Geigern sich an einen eigenen Tisch setzen, und als sie tüchtig getrunken und tüchtig gegessen, erschien der Greis, der sie dahin gebracht, wieder, und zahlte sie nach seinem Versprechen sehr reichlich. Sie verließen das Haus ganz entzückt über den guten Empfang, den sie dort gefunden, und bedauerten nur, daß die Nacht so kurz gewesen sey.

Aber als sie um sich her blickten, wie groß war ihre Verwunderung! Sie sahen mit Schnee bedeckte Felder und entlaubte Bäume, während sie ja doch am Vortage die Felder mit Getreide geziert und grüne Wiesen verlassen,

Die Geiger waren ganz außer sich, als sie gewahrten, daß der Ort, von dem sie kamen, kein Schloß, sondern eine kleine Anhöhe gewesen. Trotz aller Mühe, konnten sie weder eine Oeffnung hinein, noch eine Höhle erblicken. Der Weg hatte sich geschlossen und jede Spur davon war verschwunden. Man denke sich ihr Erstaunen! Sie fanden sich ungefähr hundert Schritte von einer Stadt entfernt, wohin sie sich begaben. Diese hatte große Aehnlichkeit mit Mecheln, und es schien ihnen selbst, als ob es wirklich diese Stadt wäre. Nur waren die Häuser, welche früher ganz neu ausgesehen, von Zeit und Witterung völlig geschwärzt und die Leute auf den Straßen ganz anders gekleidet. Sehr erstaunt sagten sie: Wir wollen uns so benehmen, als wären wir in der That zu Mecheln. Versuchen wir es, gegen den Domplatz vorzudringen. Der Weg, den sie einschlugen, war wirklich der rechte, und bald waren sie, wo sie wünschten.

Es war an einem Sonntage, man ging in die Kirche. Die Kleidung der zwei Fremden fiel allgemein auf. Sie näherten sich einer Person und fragten, wie denn diese Stadt hieße? Mecheln, erhielten sie zur Antwort. Die Fragen, welche sie an einige Anwesende richteten, zogen noch Andere um sie herum, und man bat sie, ihre Geschichte zu erzählen.

Das thaten sie.

Als sie ihre Darstellung vollendet und Jeder mit geheimem Schauder auf sie blickte, sagte ein Greis: Es ist so klar, wie der Tag, daß ihr bei dem Hexensabbath gewesen seyd, ja glaubt mir's nur, ihr habt den Zauberern und Hexen, die seit undenklichen Zeiten sich im Innern dieses Hügels versammelt, zum Tanzen vorgegeigt. — Neue Zeichen von Verwunderung. Ein anderer Greis, der nur mit Mühe auf Krücken ging, drang durch die Menge, und als er sich im Angesichte der Geiger befand, sprach er: Ich sehe es wohl, Ihr seyd die zwei Gei-

ger von Aarschot, die bei meinem Großvater, dem Wirthe, abstiegen und am Abend verschwanden, ohne daß man je erfahren, wohin sie gekommen. Es war Thomas, der Hexenmeister, der Euch davon geführt. Der Schelm! Er hat viele Andere auf gleiche Weise erwischt, sie fortlockend unter irgend einem Vorwande. Wie ich Euch beklage! Ihr habt hier weder Verwandte noch Freunde mehr; sie haben Euch als todt beweint und sind selbst schon längst begraben; denn es muß ja wohl über hundert Jahre seyn, daß ihr aus dieser Welt gekommen. — Bei diesen Worten wurden die unglücklichen Geiger von einem solchen Schrecken erfaßt und fingen so zu zittern und beben an, daß sie ihre Geigen fallen ließen, und diese in tausend Stücken zerbrachen. Jeder beeilte sich, sie zu trösten; denn es gab keine Seele, die so verhärtet gewesen, die Unglücklichen nicht zu bedauern. Man sagte ihnen, daß sie in die Kirche gehen und dem heiligen Amte beiwohnen müßten, um sich wegen

der Zeit, die sie beim Sabbath zugebracht, zu reinigen. Sie willigten ein und drangen bis zum Altare vor. Ihre Geschichte war bald allgemein verbreitet; alle Blicke richteten sich auf sie.

Und als bei der Wandlung der Priester die geweihte Hostie emporhob und die Menge auf die Knie sank, da erblaßten die Geiger von Aarschot. Als aber die Anwesenden wieder aufstanden und auf die Fremdlinge hinsahen, wurden, o Entsetzen! die Geiger zu Staube!

Der verdächtige Gast.

Fürchterlich tobte der Sturm, dickes Schneegestöber entfiel den grauen, schweren Wolken. Die Familie des Oberförsters Buschmann, — sie war eben von der genügsamen Abendmahlzeit aufgestanden, — rückte näher dem freundlichen Kaminfeuer. Sophie, des Oberförsters schöne Tochter, brachte Pantoffeln und Schlafmütze ihrem Vater, Rudolph, der Jägerbursche, die mit Knaster gefüllte Pfeife, indeß die beiden Söhne noch ihre Gewehre zur Jagd auf den andern Tag zurecht machten. Dann nahm alles Platz um den Hausvater, der ihnen heute Abend einige Geschichten aus seiner Jugend, die er am Hofe, wo er fürstlicher Leibjäger war, erfahren hatte, erzählen wollte. Da

fielen plötzlich zwei Schüsse unweit der einsamen Försterwohnung. Wilddiebe! rief der Oberförster, und Ludwig, der älteste Sohn, ergriff sein Gewehr, und eilte hinaus. Nimm den Rudolph mit, und den Sultan! rief ihm der Vater nach, und die Beiden eilten auch sogleich Ludwigen nach. Können auch Verirrte seyn, sagte Christian, der jüngere Sohn. Die armen Leute bei diesem schrecklichen Wetter in dieser dunkeln Nacht! meinte Sophie, und legte Holz in den Kamin. Nun knurrten die Hunde, es wurde laut vor der Thüre, beide Jäger kamen zurück, und brachten zwei Reisende zu Pferde mit, die, wie sie vorgaben, sich bei dem üblen Wetter vom Wege verirrt hatten. Der eine, ein junger schöner Mann, in einem stark mit Golde besetzten, polnischen Pelze, entschuldigte sich, noch so spät der Familie beschwerlich fallen zu müssen, und bat den Oberförster um ein gastfreies Nachtlager. Seyn Sie mir Beide willkommen! sagte Vater Buschmann. Machen Sie sich's vor's Erste

bequem, und du, Sophie, sieh', was deine kalte Küche macht, und vergiß den Wein nicht. Oder wollen Sie warm essen, so soll auch dieses bald fertig seyn. Dies wurde verbeten, und mit kalter Küche vorlieb genommen, wobei Sophie die Wirthin machte, und mit den beiden Fremden zu Tische saß. Der junge Fremde verwendete kein Auge von seiner schönen Nachbarin, und seine Unterhaltung mit ihr zeigte den gebildeten, so wie auch seine Kleidung überhaupt, einen Mann von Stande verrieth. Beiden Reisenden wurde ein Zimmer angewiesen. Man begab sich zur Ruhe. Sophie konnte nicht schlafen, der junge Fremde hatte Eindruk auf ihr, zeither mit der Liebe noch unbekanntes, Herz gemacht. Am andern Morgen nach dem Frühstücke dankten die Reisenden für gastfreie Bewirthung, nahmen Abschied, und der Oberförster befahl seinem Sohne Christian, sie auf den rechten Weg zu geleiten.

Bring' das Zimmer wieder in Ordnung,

sagte Buschmann zu seiner Tochter, und diese verfügte sich dahin; kam aber bald, mit freudefunkelndem Auge, zurück. Ach Vater, ach! sieh' einmal dieses Geschenk von dem Fremden! Und eine Uhr, reich mit Brillanten besetzt, und mit seinem wohlgetroffenen Portrait, hielt sie in ihrer Hand, ein kleiner Zettel war daran befestigt, mit den Worten: Zum Andenken für Demoiselle Buschmann; nächstens sollen Sie mehr von mir hören. K. K.

Ein schönes Geschenk! sagte Buschmann. Ein Zeichen, daß wir einen reichen Mann beherbergten. Was das Andere heißen soll, weiß ich nicht — wir werden es sehen. Christian kam zurück und sagte, daß der fremde junge Mann ihm für seine Mühe ein Geschenk mit einer schönen Flinte aufgedrungen, und sechs Ducaten für das Gesinde beigefügt habe.

Man erstaunte über die Freigebigkeit des Fremden, und im Stillen wünschte Sophie bald mehr von ihm zu hören.

Ihr Wunsch wurde bald erfüllt. Die Wohnung des Oberförsters lag allein, ein Garten und einige Felder umgaben dieselbe, und diese der Wald. Eine halbe Stunde entfernt lag das nächste Dorf, wohin abwechselnd die Familie des Oberförsters jeden Sonntag sich in die Kirche begab. Heute war die Reihe an Sophien, sie ging unter Begleitung des Jägerburschen Rudolph dahin, indem die Söhne mit ihrem alten Vater, der öfters Anfälle vom Podagra hatte, zu Hause verblieben. Komm' bald wieder, und halte dich nicht zu lange im Pfarrhause auf, rief ihr der Vater nach. Sophie versprach es, und eilte fort.

Rudolph kam zurück ohne Sophien. Wo bleibt meine Tochter? fragte der Oberförster. Sie muß gleich kommen, sagte Rudolph. Einer der zwei Herren, die unlängst hier über Nacht blieben, — nicht der junge schöne, sondern der andere, — war in der Kirche. Bei dem Herausgehen sprach er mit der Mamsell, gab ihr den

Arm, sie gingen den Weg herauf, und ich eilte voraus.

Sophie kam nicht, der Vater wurde unruhig, und sandte seine Söhne ihr entgegen. Beide kamen ohne die Schwester zurück. Vater, das ist nicht richtig, sagte Ludwig, unsere Schwester ist entführt: Der Taglöhner Peter hat einen Wagen durch den Wald nach der Landstraße zu fahren sehen, worinn ein Frauenzimmer mit einem Herrn saß, die, der Beschreibung nach, niemand anders, als Sophie war. Als sie Petern gewahr wurde, winkte sie demselben, aber der Herr zog sie zurück, und der Kutscher fuhr darauf so geschwind davon, daß Peter der Chaise nicht folgen konnte. Man denke sich den Schrecken des alten Vaters, seine Tochter, seinen Liebling, entführt, in Fremder Händen, vielleicht gar entehrt zu wissen. Eiligst mußten die Söhne und der Lehrbursche zu Pferde nachsetzen, auch den Vater würde nichts davon haben abhalten können, wenn nicht das Po-

dagra, durch den Schrecken vermehrt, mit verstärkter Gewalt eingetreten wäre. Er blieb daher, unter der Pflege der Magd, in einer peinlichen Lage über das Schicksal seiner Tochter, zurück.

Beide Söhne kamen wieder, Rudolph auch, und keiner brachte die geringste Nachricht von Sophien. Dies warf den alten Vater darnieder, man zweifelte an seinem Aufkommen, alle Hilfe des Arztes war fruchtlos; da kam ein Brief von Sophien, und weckte die Lebensgeister des Vaters.

Der Brief war von einem Menschen zu Pferde in dem Dorfe einem Bauern, mit einem guten Trinkgelde, ihn dem Oberförster zu überliefern, abgegeben worden, und lautete:

„Bester Vater! Daß ich mich nicht frei„willig von dir und meinen Brüdern trennte, „wirst du von deiner Tochter überzeugt seyn. „Ja, ich wurde mit Gewalt entführt, und sollte „billig meinen Entführer hassen. Und doch kann

„ich es nicht — denn ich liebe ihn — liebte ihn „von dem ersten Augenblicke an, da ich ihn in „unserm Hause sah. Hieraus wirst du leicht „schließen, daß es Niemand anders, als der „junge Fremde ist, der vor vier Wochen mit „seinem Begleiter bei uns über Nacht war. „Höre, lieber Vater, die Art meiner Entfüh„rung, und die gegenwärtige Lage deiner Toch„ter, der die Trennung von dir und ihren Brü„dern allein Schmerz verursacht, da sie sich üb„rigens in einem beneidenswerthen Zustande „befindet.“

„Kaum betrat ich an jenem Sonntag die Kirche, „als ich den Begleiter unsers jungen Gastes er„blickte, der mich als eine Bekannte grüßte, „nach geendetem Gottesdienst mir seinen Arm „bot, und mich nach Hause zu begleiten um Er„laubniß bat. Er grüßte mich von seinem Reise„gefährten, und so im Gespräche, naheten wir „uns dem Walde. Rudolph war vorausgegan„gen. Nun blieb mein Führer stehen, und that,

„als wenn er umwenden wollte, kaum aber
„war Rudolph uns aus dem Gesichte, als er
„ein Zeichen gab, auf welches Zwei aus
„dem Gebüsche hervorsprangen, mich umfaßten,
„zu einer Chaise schleppten, die im Gebüsche
„hielt, und troß aller Gegenwehr, troß alles
„Schreiens und Bittens, hineinhoben, und ei-
„ligst davon fuhren. Jene hatten sich in den
„Wagen gesetzt, und versicherten, daß mir nicht
„das Geringste zu Leide geschehen würde, auch
„begegneten sie mir mit der größten Ehrerbie-
„tung. Wir hielten Mittag im Walde, man
„war mit kalter Küche und Wein reichlich ver-
„sehen, allein theils aus Schrecken, theils aus
„Kummer, was du, liebster Vater, über mei-
„nen Verlust leiden würdest, konnte ich nichts
„genießen; doch drang man mir ein Glas Wein
„fast mit Gewalt auf. Kaum hatten wir den
„Wagen wieder bestiegen, als ich in einen tie-
„fen Schlaf fiel. Da ich erwachte, befand ich
„mich in einem Zimmer mit kostbaren Meublen

„versehen, auf einem Bette, ein Mädchen saß
„an meiner Seite, die mir sogleich sagte, daß
„sie zu meiner Bedienung angewiesen sey."

„Wo bin ich? war meine erste Frage." —

„Theure Mamsell, sagte das Mädchen, das
„kann ich Ihnen nicht beantworten, indem
„ich es selbst nicht weiß. Ich bin gestern erst
„hier angekommen, man hat mich in Leipzig
„gedingt, als Kammerjungfer eine Herrschaft zu
„bedienen, mich in der Nacht hieher gebracht,
„und mich zu Ihnen geführt, mit den Worten:
„Sie seyen meine Herrschaft. — Schön ist es
„hier, sagte Lisette, dies ist der Name des
„Mädchens. Ich habe mich, während Sie
„schliefen, etwas im Schlosse umgesehen, aber
„keine weibliche Seele ausser uns beiden hier
„gefunden, habe auch einige Leute, die sich im
„Hause herumtrieben, gefragt, wo wir wären,
„wer der Herr sey u. s. f., aber alle haben
„mir lachend geantwortet, das würde ich schon
„einstens noch erfahren. Man hat mir Schlüs-

„sel zu Schränken und Kommoden gegeben, mit „dem Beisatze: hier würde ich Alles finden, was „einstweilen meine Herrschaft bedürfe. — Noch „redete Lisette, als ein Bedienter eintrat, Früh- „stück brachte, und mich im Namen seines Herrn „fragte, wann derselbe aufwarten dürfe? — „Sogleich, sagte ich, um mein Schicksal schnell „zu erfahren. Ich stand vom Bette auf, und „gleich darauf erschien der Herr des Hauses — „Niemand anders, als der dir bekannte junge „Fremde."

„Verzeihen Sie, theuerste Sophie, redete „er mich an, mir die Hand küssend. Verzei- „hen Sie den Schritt, den ich gethan, wozu „mich grenzenlose Liebe zu Ihnen verleitete."

„Wenn edle Liebe, mein Herr! fiel ich „ihm ins Wort, Sie für mich fühlten, wenn „Sie Gegenliebe erwarteten; so war dies der „unrechte Weg, den Sie dazu einschlugen. Ich „fordere, daß Sie mich ungesäumt zu meinem,

„um mich gewiß tief bekümmerten Vater zu-
„rückbringen lassen.“

„Sie fordern mein Leben, Sophie, er-
„wiederte er, wenn Sie Trennung verlangen.
„Ihr Vater wird sich beruhigen, wenn er seine
„Tochter glücklich und zufrieden weiß, und die-
„ses zu bewirken, sey mein höchstes Bestreben.
„Verschmähen Sie nicht meine Liebe, und mit
„ihr meine Hand, die ich Ihnen zugleich an-
„biete.“

„Halt, mein Herr! rief ich. Wenn auch
„gleichwohl mein Herz, ich gestehe es frei, Ih-
„nen nicht abgeneigt war, so hätten Sie durch
„diesen Gewaltschritt eher meinen Haß, als meine
„Liebe verdient. Gesetzt aber, ich wollte auch
„dies übergehen, so werde ich nie die Pflichten
„eines Kindes vergessen, nie einen solchen Schritt
„ohne den Willen meines Vaters thun. Be-
„reuen, verbessern Sie Ihr Vergehen, bringen
„Sie mich zu meinem Vater, sagen Sie diesem,
„wer Sie sind, entdecken Sie ihm Ihre Liebe

„zu mir, und will dieser das Vorgefallene ver„gessen, seine Einwilligung ertheilen, so will „ich auch vergessen, und die Ihrige seyn."

„Ich bin unglücklich, sagte er, daß ich „nicht in Allem Ihren Willen befolgen kann — „sollte ich aber wirklich so glücklich gewesen seyn, „Eindruck auf Ihr Herz zu machen, o! so bitte „ich Sie: Schreiben Sie an Ihren Vater, ver„langen Sie seine Einwilligung zu unsrer Ver„bindung. Jetzt kann — jetzt darf ich Sie nicht „zurücksenden — auch wenn ich so unglücklich „seyn sollte, daß Sie meine Hand anzunehmen „sich weigerten, so werde ich zwar nie aufhö„ren, Ihre Tugend zu schätzen, und ihre Ach„tung wenigstens zu verdienen, — aber jetzt „noch können Sie dieses Haus nicht verlassen. „Warum? darf ich, da ein fürchterlicher Eid „mich bindet, nicht sagen, eben so wenig, „als ich Ihnen sagen darf, wo Sie sich befin„den — wer ich sey. Ja, meinen wahren „Namen muß ich Ihnen verschweigen. — Doch

„mit der Zeit, — Gott gebe, bald! — sollen „Sie Alles erfahren. Bis dahin sind Sie Be„herrscherin dieses Hauses, und alle ihre Wün„sche, die Freiheit ausgenommen, sollen erfüllt „werden.“

„Denke, lieber Vater, in welches Erstau„nen mich diese Aeusserung setzte. Ich bat mir „einen Tag Bedenkzeit aus. Er ging. Ach! „ich konnte ihn nicht hassen, ich fühlte nur „zu sehr, daß ich ihn liebte. Nun mußte ich „auf Lisettens Bitten alle Kisten und Kasten, „Kommode und Schränke öffnen, und fand hier „eine Menge des besten Weißzeuches, Klei„der und Stoffe, und in einem Schmuckkäst„chen Juwelen, die ich nicht schöner an unsrer „Fürstin gesehen habe. Doch alles dieses hatte „keinen Reiz. Ich dachte mir den Schmerz, den „du, guter Vater, um den Verlust deiner Toch„ter leiden würdest, und beschloß sogleich, an „dich zu schreiben, damit du zum Troste sehen „solltest, daß deine Sophie wenigstens wohl

„sey. Wie nöthig wäre mir jetzt dein väterlicher „Rath! Gott, was soll ich thun? Meine Liebe „und —“

„Ich wurde gestört. Man brachte das Mit„tagessen, so prächtig, wie auf einer fürstlichen „Tafel. Karl, so soll ich den Fremden (ach, „er ist meinem Herzen nicht fremd!) nennen, „leistete mir Gesellschaft. Nach Tische zeigte er „mir mehrere Zimmer, mit den ausgesuchtesten „Meublen, für mich bestimmt, ein Fortepiano, „wie ich noch keines sah, und eine Sammlung „der besten deutschen Schriftsteller. Sogar für „Arbeit war gesorgt: eine Stickrahme, Zeichen„Instrumente u. s. w.. Darauf besuchte ich „den großen, am Hause gelegenen Garten, der „bestens eingerichtet ist. Hier hatte ich Gele„genheit, die Lage des Hauses zu sehen. Es „liegt ganz allein in einem Thale, ringsum mit „Bergen eingeschlossen, mitten im Walde, ein „breiter Graben, mit Wasser gefüllt, schließt es „ein, die Zugbrücke war aufgezogen. Den Gar-

„ten, der wohl eine halbe Stunde im Umkreise
„hat, umgibt eine hohe Mauer, und er hat nur
„einen Eingang nach dem Schlosse zu. — Die
„Aussicht von meinem Zimmer geht in den Gar-
„ten. Lisette, die schon das ganze Haus be-
„sehen hat, kann nicht genug von der Pracht
„reden, die hier herrscht, aber eben so wenig
„konnte sie erfahren, wo wir sind, und wer
„der Herr ist. Ausser uns beiden, ist keine
„weibliche Seele im Hause, aber viele Männer.“

„Ich habe einen Gedanken, den ich morgen
„früh realisiren will. Bis dahin gute Nacht,
„lieber Vater.“

„Morgens. Karl kam, und forderte meine
„Entschließung. Meine Antwort war: Ich
„schätze Sie mehr, als Ihr gewaltthätiges Un-
„ternehmen verdient, ja, ich gestehe es, ich liebe
„Sie; wünschen Sie ein engeres Bündniß, so
„kann ich Ihnen nur unter folgenden Bedingun-
„gen die Hand reichen: Die Einwilligung mei-

„nes Vaters, dann, daß die Trauung von ei„nem Geistlichen geschehe, der mir bekannt ist, „und wozu ich den Pfarrer unsers Kirchspiels „vorschlage, und daß ich wenigstens drei Mo„nate darauf meinen Vater, sey es auch nur „auf die kürzeste Zeit, sehen darf. Können, „wollen Sie diese Bedingnisse nicht erfüllen, so „muß ich darauf bestehen, mich ohne Weiters „zu meinem Vater zurückzubringen.“

„Karl besann sich eine Weile, dann rief „er: Ja, theuerstes Mädchen, ich bin glücklich „in deinem Besitz, und alle deine Bedingnisse „sollen erfüllt werden.“

„Schreibe sogleich deinem Vater, bitte um „seine Einwilligung, und die Antwort möge er „ungesäumt unter der Addresse „Karl Sturm„berg“ an den Banquier N. nach Leipzig senden, „dort soll sie abgeholt werden: willigt dein Va„ter in mein Glück, dann soll der Pfarrer dei„nes Kirchspiels uns trauen, und auch deinen

„Vater sollst du nach der bestimmten Zeit selbst
„besuchen. — Also, liebster Vater, wirst du
„zu handeln wissen. Sehnlichst erwarte ich bald
„deinen Rath und Entschluß. Grüße tausend=
„mal meine Brüder; Gott möge dich lange er=
„halten, zum Troste

Deiner gehorsamen Tochter,
Sophie Buschmann.“

Das Erstaunen, das dieser Brief bei dem Oberförster und seinen Söhnen erregte, läßt sich nicht beschreiben, doch that solches bei dem Vater, da er seine geliebte Tochter noch gesund und am Leben wußte, verbunden mit der Hoffnung, sie wenigstens in drei Monaten wieder zu sehen, die beste Wirkung auf seine Gesundheit. Man hielt nun Rath, und es wurde beschlossen, der Vater sollte seine Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter geben, Sophie sollte darauf bestehen, von dem Pfarrer aus Wiesenbach, — so hieß der Ort, wo das Haus des Oberförsters hingepfarrt war, — getraut zu wer=

den, und der älteste Sohn wollte den Brief selbst nach Leipzig zu dem Banquier N. bringen, und so sich nach Karl Sturmberg, wo er wohne, und wer er sey, erkundigen. Buschmann schrieb an seine Tochter, gab ihr seine Einwilligung und seinen Segen, und Ludwig reiste mit dem Briefe nach Leipzig ab.

Leicht war es für Ludwig, den Banquier N. hier zu finden. Er erkundigte sich bei diesem nach Karln Sturmberg, und gab den Brief ab, nachdem er auf Verlangen des Herrn N. seinen Namen genannt hatte. Was Herrn Sturmberg betrifft, sagte der Banquier, so kenne ich denselben nicht persönlich, weiß nur, daß er sehr reich seyn muß, indem große Gelder unter seinem Namen bei mir liegen, die alle durch die dritte, vierte Hand an mich einlaufen, und eben so erhoben werden. Wie ich glaube, so sind Herr Sturmberg meistens auf Reisen. — Ich habe Ordre, an Herrn Buschmann, Ihren Vater, hundert Friedrichsd'or auszuzahlen, hier sind sie,

worüber ich Sie ersuche zu quittiren. Den Brief übrigens werde ich schon besorgen, indem morgen vielleicht bereits Jemand kommen wird, denselben abzuholen.

Jetzt war Ludwig so klug wie vorher, er nahm das Geld, quittirte, und reiste zurück.

So müssen wir Sophiens Aufenthalt durch den Pfarrer erfahren, sagte Vater Buschmann, und schickte nach diesem, um in allen Fällen mit ihm Abrede zu nehmen. Dieser kam, und man beschloß, wenn er sollte zur Trauung abgeholt werden, — welches vermuthlich in einer Chaise geschehen würde, — so sollte er heimlich seinen Knecht zu Pferde dem Wagen folgen lassen, und sobald diesem der Aufenthalt Sophiens bekannt sey, sollte er eiligst den Oberförster davon benachrichtigen, wo sodann dieser mit seinen Söhnen, unter des Knechtes Führung, dahin aufbrechen wollte.

Kurz darauf gab es eines Tages Lärm in dem Dorfe Wiesenbach, denn — der Pfarrer war verschwunden. Die Meinungen waren getheilt,

man zerbrach sich die Köpfe, — als am dritten Tage der Herr Pfarrer zur größten Freude seiner Gemeinde wohlbehalten zurück kam, und zwar in einem rosenfarbenen Humor. Er verfügte sich sogleich zum Oberförster Buschmann, und referirte, wie folgt: Er habe eben an einer Predigt concepirt, seine Frau sey im Garten beschäftigt gewesen, als ein, ihm ganz unbekannter, Mann gekommen sey, der ihn ersucht habe, sogleich mit ihm nach einer, etwas vom Dorfe entlegenen Mühle zu kommen, wo ein Sterbender, ebenfalls ein Fremder, priesterlichen Zuspruch verlange. Ohne an sonst etwas zu denken, sey er mit dem Manne gegangen, kaum aber ausserhalb des Dorfes gewesen, als ein Wagen mit Pferden da gehalten, in den man ihn, trotz alles Weigerns, mit vieler Ehrfurcht gehoben, und eiligst davon gefahren sey. Nun sey ihm die Trauung Sophiens eingefallen, und er habe sich ruhig verhalten. Er sey die ganze Nacht gefahren, und am Morgen an einem Schlosse im

Walde angekommen. Man habe ihn erst mit einem Frühstück bewirthet, und dann in einen prächtig ausgeschmückten Saal geführt, wo er Mamsell Buschmann und mehrere Herren getroffen habe; einer, ein schöner junger Mann, der der Herr vom Hause geschienen, habe ihn ersucht, Sophien mit ihm zu trauen, und die Erlaubniß des Herrn Oberförsters schriftlich vorgezeigt, dessen Handschrift ihm, dem Pfarrer, hinlänglich bekannt sey. Auf dieses habe er keinen Anstand genommen, beide ehelich zu verbinden. Er sey dann mit zwanzig Dukaten beschenkt worden, habe einem eleganten Hochzeitmahl beigewohnt, und sich dabei so bene gethan, daß er nicht wisse, wie es hernach gegangen sey: denn als er aus einem tiefen Schlafe erwachte, sey er wieder in dem nämlichen Wagen gesessen, und habe bereits seine Rückreise angetreten gehabt.

So viel wisse er sich zu erinnern, daß ihm Sophie gesagt habe, in einigen Monaten hoffe sie, ihren lieben Vater gesund zu sehen.

Nun mußte man sich also bis dahin, Sophiens Aufenthalt zu erforschen, gedulden.

Vater Buschmann war zwar wieder völlig hergestellt, doch machte das leidige Podagra, daß er noch immer das Haus hüten mußte. So saß er eines Tages mit seinen beiden Söhnen beim Mittagsmahle, als ein Bedienter in stattlicher Livrée eintrat, und einen Empfehl seines Herrn, — er nannte den Namen einer, in der dortigen Gegend angesessenen, gräflichen Familie, — an den Oberförster brachte, mit dem Beisatze: Der Herr Graf wünsche einen guten Förster auf eines seiner Güter, und da er erfahren, daß der Herr Oberförster zwei Söhne habe, die beide gelernte Jäger und ihm (dem Grafen) bestens empfohlen seyen; so wünsche er einen davon in seine Dienste, und wenn das Anerbieten sollte angenommen werden, so wolle er, da er eben in Wiesenbach sich befinde, beide Söhne sehen und einen erwählen. Das Anerbieten kam dem Oberförster, der so gern einen seiner

Söhne versorgt zu sehen wünschte, willkommen. Er befahl sogleich seinen Söhnen, sie möchten dem Bedienten des Herrn Grafen folgen, er wolle einstweilen mit Rudolph und der Magd haushalten, doch sollten Beide am Abend bei Zeiten zurückkehren. Die Söhne gehorchten. Kaum hatten sie eine Viertelstunde das väterliche Haus verlassen, als ein prächtiger Wagen mit vier Pferden herbeiflog, und an der Försterei hielt. Die Bedienten sprangen ab, öffneten den Schlag, und Sophie lag in den Armen ihres Vaters.

Als die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, äußerte der Vater die Frage: Du wirst doch einige Zeit bei uns bleiben?

Traurig versetzte Sophie: Nur bis morgen, liebster Vater. Ich mußte meinem Karl, den ich unaussprechlich liebe, der meine Liebe verdient, zuschwören, nur eine Nacht hier zu verweilen, aus dieser Rücksicht allein hat er meine Reise

zugelassen, und mir versprochen, wenn ich diesmal Wort hielte, mich nächstens, und zwar auf längere Zeit, selbst hierher zu Dir zu bringen. Aber wo sind denn meine Brüder? — Kurz vor deiner Ankunft, versetzte der Oberförster, schickte der Graf N. seinen Bedienten, und verlangte die zwei Burschen zu sehen, um sich einen als Förster auf seine Güter auszusuchen. Vater! Vater! sagte Sophie, ich wette, das ist eine List von meinem Karl, meine zwei Brüder zu entfernen, damit sie mich nicht zurückhalten, oder wenigstens mir nicht nachfolgen sollen.

Rudolph! Rudolph! he Rudolph! rief der Alte hinaus. — Ich will ihn sogleich nach Wiesenbach schicken, damit er Beide geschwind rufe. He! Rudolph!

Aber kein Rudolph erschien, statt diesem Sophiens Begleiter. Verzeihen Sie, Herr Oberförster, sagte er, Ihr Rudolph hat eine kleine Spatzierreise gegen seinen Willen gemacht, und

die Magd hat ihn begleitet. Morgen kommen Beide mit Ihren Söhnen zurück. Bis dahin erlauben Sie mir, daß ich Sie und Ihre Madame Tochter bediene. Bediente traten ein, setzten mehrere Flaschen Wein und die beste kalte Küche auf. — Wollen Sie aber warm zu Nacht speisen, so sind diese Beide gute Köche, und sollen gleich Anstalten machen.

Hol' euch Alle der Teufel! schrie der Alte, ich will selbst nach Wiesenbach. O weh! das verdammte Podagra, es geht nicht. Aber —

Schmeichelnd bat Sophie: Beruhige Dich, lieber Vater, es thut mir leid, meine Brüder diesmal nicht sehen zu können, aber ich habe meinem Karl versprochen, mit Allem zufrieden zu seyn, wie er es verfügen wird.

Karl, Karl, mein Karl, brummte der Alte. Aber sage mir um Gotteswillen, wer ist denn dein Karl? Ach lieber Vater, versetzte Sophie, er ist der beste Mann, der sich stets bestrebt,

mich glücklich zu machen. Dies ist Alles, was ich Dir von ihm sagen kann. Er läßt Dich tausendmal grüßen, und hier schickt er Dir durch mich diese Kleinigkeit, — sie legte eine Rolle mit zweihundert Dukaten dem Vater hin, — und diese zwei Uhren sendet er meinen Brüdern.

Nun — wenigstens reich muß dein Karl seyn, meinte der Vater; aber Mädchen, — Weib, wollte ich sagen, — jetzt erst sehe ich — du bist ja geputzt, wie eine Gräfin?

O! das ist noch nichts, entgegnete Sophie. Du solltest erst sehen . . . Und hier nannte sie ihm alle Herrlichkeiten her, die sie durch Karln besaß. Unter diesen und hundert Fragen und Antworten, hatte Vater Buschmann den Wein aus des Schwiegersohns Keller gekostet, auch war ohnehin die gewöhnliche Schlafstunde gekommen; er ging also mit schwerem Kopf zu Bette, auch Sophie begab sich in ihrem ehemaligen Zimmer zur Ruhe.

Kaum graute der Morgen, als der Ober-

förster erwachte, aufstand, und nach dem Schlafzimmer seiner Tochter schlich. Aber welch' Erstaunen! das Zimmer war leer. Auf dem Tische lag ein Zettel mit folgenden Worten: „Wenn Sophie, Ihre Tochter, erwacht, so ist sie bald in den Händen ihres Gemahls, dem sie ihr Versprechen halten muß. Wachend wäre es ihr vielleicht zu schwer geworden, sich vom Vater zu trennen. — Im Gartenhause finden Sie Rudolph und die Magd, vermuthlich noch in tiefem Schlaf, worein sie ein unschädlicher Schlaftrunk, so wie Ihre Tochter ebenfalls, versenkte. Ihre Söhne sind unterwegs. Leben Sie wohl.

Sophiens Begleiter."

Fluchend, sich überlistet zu sehen, verließ der Oberförster das Zimmer seiner Tochter, und hinkte nach dem Gartenhause, wo er Rudolphen und die Magd im festen Schlafe fand, und Beide zu erwecken kaum im Stande war.

Als er noch mit ihnen zankte, und ehe er vollständig von ihnen erfuhr, daß Beide vom

den fremden Bedienten hieher gelockt, und dann zwar bestens bewirthet, aber auch scharf bewacht worden wären, kamen seine beiden Söhne ebenfalls zurück. Sie erzählten: Sie wären in Wiesenbach von dem Grafen bestens empfangen worden, er habe sie mit auf die Jagd genommen, um ihre Geschicklichkeit zu prüfen, sie wären gut bewirthet worden, aber der Teufel müsse sein Spiel gehabt haben, sie seyen Beide eingeschlafen, und heute früh im Walde erwacht, ein Zettel habe bei ihnen gelegen, worauf gestanden: sie möchten nur nach Hause gehen, dort sollten sie das Nähere erfahren. Ja wohl erfahren, sagte Vater Buschmann, alles das Treiben eures feinen Herrn Schwagers — Eure Schwester war hier. — Und nun erzählte er ihnen den ganzen Vorfall.

Sophie war nicht eher erwacht, bis der Wagen im Hofe des Schlosses hielt, wo Karl sie empfing, sich bei ihr wegen dieser zweiten Entführung entschuldigend, indem er nochmals

versprach, sie selbst in Kurzem und auf längere Zeit zu den Ihrigen zu bringen.

Die Zeit, da Sophie ihren Vater wieder sehen sollte, nahte sich. Kurz vorher fiel Karl in einen Trübsinn, den seiner Gattin zärtliches Bestreben nicht zu verscheuchen im Stande war. Er verreiste jetzt oft, blieb mehrere Tage aus, eine gewisse Unruhe herrschte in allen seinen Handlungen, und manche Nacht lag er schlaflos, seufzend an ihrer Seite.

Eines Tages war er ebenfalls früh verreist. Er hatte seine Zurückkunft erst auf den vierten Tag bestimmt, fast alle seine Leute mitgenommen, und nur einen Bedienten, nebst einen alten Thorwärter, zurückgelassen. Abends ging Sophie in dem Garten spatzieren. Als sie sich von da nach ihren Zimmern begeben wollte, hörte sie den Thorwärter mit zwei fremden, gut gekleideten Menschen am Thore reden, und fragte denselben, was diese Leute verlangten? Wir sind

Reisende, nahm der eine Fremde das Wort, und zwar Kaufleute, welche nach der Leipziger Messe zu reisen gedachten. Heute Morgen hatten wir das Unglück, eine Meile von hier von Räubern überfallen, und völlig beraubt zu werden. Wir flüchteten in den Wald, irrten den ganzen Tag umher, und fanden jetzt zufällig dieses Schloß, wo wir hier den Menschen, da es schon spät ist, um ein Nachtlager ersuchten. Das sey ihnen gewährt, sagte Sophie, nahm die beiden Fremden mit in das Schloß, befahl ein Zimmer für sie zurecht zu machen, und behielt sie zum Nachtessen. Einer der Fremden sah zufällig Sophiens Uhr mit dem wohlgetroffenen Portrait ihres Gatten; er veränderte die Farbe, und fragte Sophien, wer dieses sey. Mein Mann, war die Antwort. Der zweite Fremde belobte einen Brillantring von großem Werthe, den Sophie am Finger trug, und äusserte Neugierde, den Preis zu wissen. Ich kann nicht dienen, versetzte höflich Sophie, es ist ein

Geschenk meines Mannes. Beide Fremde baten endlich um die Erlaubniß, sich zur Ruhe begeben zu dürfen. Am andern Morgen waren Beide, ohne Abschied zu nehmen, bei Tagesanbruch abgereist.

Den andern Tag kam Karl von seiner Reise zurück, brachte mehrere Fremde mit, und ersuchte Sophien, selbige bestens bewirthen zu lassen. Sophie besorgte Alles auf das Beste. Man saß zu Tische, Alles war fröhlich, — als es plötzlich ausserhalb des Schlosses Lärm gab. Ein Bedienter kam in den Saal, und rief einige Worte, in einer Sprache, die Sophien unverständlich war. Rasch sprang Karl auf, und eilte mit allen den Seinigen zum Saale hinaus. Sophie blieb allein zurück. Der Lärm vermehrte sich, es fielen mehrere Schüsse, die Zugbrücke stürzte nieder, das Thor wurde gesprengt, und es drangen Soldaten und bewaffnete Bauern ein. Bald füllte sich der Saal von ihnen. Man schleppte Lisetten herbei, — die Weiber sollten

gestehen, — sie wußten nichts. Karl mit den Seinigen war durch einen unterirdischen Gang geflüchtet. Man band Sophien und Lisetten mit Stricken, setzte Beide auf einen Wagen, nachdem man Alles, was man im Schlosse gefunden, versiegelt und eine starke Wache dabei gelassen hatte, und brachte die beiden Gefangenen nach E**, wo man sie mit Eisen beladen in den Kerker warf. Hier erfuhr erst Sophie, daß sie die Gattin eines Räuberhauptmanns sey.

Lange mußten beide Unschuldige sitzen, bis man ihre volle Unschuld erkannte, und Beide frei ließ. Sophie fand ihren Vater nicht mehr am Leben; von ihren Brüdern wurde sie mit Freuden aufgenommen. Allein der Schrecken, die Leiden der Gefangenschaft, hatten ihre Gesundheit geschwächt. Sie starb ein Jahr nach ihrer Befreiung. Von Karl erfuhr sie noch vor ihrem Ende, daß er glücklich nach Amerika entkommen sey. —

Die Entdeckung der Räuber in dem Wald-

schlosse wurde durch die zwei Kaufleute, welche Sophie beherbergte, gemacht.

Beide waren wirklich bei hellem Tage von den Räubern überfallen, und von Karln persönlich geplündert worden. Seine Gesichtszüge hatten sich dem Kaufmann so eingeprägt, daß er seinen Räuber sogleich wieder in dem Bilde auf Amaliens Uhr erkannte; der Ring, den Sophie am Finger trug, war dem andern Kaufmann, nebst mehrern Sachen von Werth, geraubt worden, und er erkannte solchen auf den ersten Blick. Die einsame Lage des Schlosses, und die Abwesenheit aller männlichen Bewohner, die beiden Diener ausgenommen, verbunden mit der eigenen Befestigung des Ganzen, vermehrte ihren Verdacht.

In der größten Stille, nachdem Beide eine angstvolle Nacht gehabt hatten, verließen sie das Waldschloß, die Wiederkehr der Räuber fürchtend, von denen sie sicher erkannt und ganz gewiß

umgebracht worden wären. Sie eilten nach E** und zeigten dort die Sache an. Da man ohnehin schon längst den Räubern, die in der dortigen Gegend ihr Wesen trieben, auf der Spur war, so sandte man im Stillen ein starkes Kommando Soldaten nebst bewaffneten Bauern dahin ab. Allein die Räuber entwischten glücklich, nur Sophie und Lisette waren die Opfer. Der erstern kostete die traurige Geschichte das Leben, und der letztern (nach damaligen Begriffen) ihren guten Ruf, obwohl Beide gleich unschuldig waren.

umgebracht worden wären. Sie eilten nach Spa-
und zeigten dort die Sache an. Da man eben-
die schon längst von Räubern, die in der dor-
gen Gegend ihr Wesen trieben, auf der Spur
war, so schickte man im Stillen ein starkes Kom-
mando Soldaten nebst beherzten Bauern an-
hin ab. Allein die Räuber entwischten glücklich,
nur Schöpke und Lipstie wären die Opfer. Der
erstern kostete die traurige Geschichte das Leben,
und der letztern (nach damaligen Begriffen) ih-
ren guten Ruf, obwohl Beide gleich unschuldig
waren.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Coremans, Victor A.

Die Niederländer auf Sumatra und andere Erzählungen

Nürnberg 1830

P.o.germ. 247 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106982-0